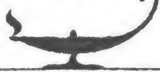
Hindenburg in untersuchung

Adolf Stein







Hindenburg in Untersuchung

von „A“

Verlag der Täglichen Rundschau
Berlin

5

Stein, Adolf

Hindenburg in Untersuchung

Von
„A“

1.—10. Tausend

Verlag der Täglichen Rundschau, Berlin
1920

Druck von Hempel & Co. G. m. b. H., Berlin SW. 68.

Philister über dir, Simson!

21. Oktober 1919.

Der blonde, geblendete Riese, gekettet in die Tretmühle der Feinde: schon vor dem Weltkrieg rieselte es wie Erschauern und Ahnung von etwas Fernem, Unabwendbarem über uns, wenn auf der Bühne die Oper von Saint-Saëns abrollte und in den Rängen das Premierengelichter der schwarzen Zwerge sich drängte. Heute könnten wir es kaum mehr ertragen, unseres Volkes Schande und Blendung so verbildlicht zu sehen. Philister über dir, Simson! Alles um uns her versank in Nacht, alles zerbrach, wir erwachten in Banden. Nun knallt die Peitsche des Treibers, und die uns verraten haben, schleppen eilig Stöße um Stöße von Akten herbei, um uns unserer „Schuld" zu überführen.

Das ist, auf die eigentliche Essenz zurückgeführt, das Schauspiel, das heute im Ausschußsaal 1 des Deutschen Reichstages begonnen hat. Für den kommenden Staatsgerichtshof soll der jetzige „parlamentarische Untersuchungsausschuß" die Schuldigen ermitteln und vernehmen. Und das ist nach seiner Zusammensetzung ein Ausschuß just derer, die uns — geblendet haben.

Der blonde Riese, der einst Simson hieß und heute Teut, steht in Arbeitsfron, sieht sein Vermögen beschlagnahmt, muß allein zweieinhalb Milliarden Mark jährlich für den Unterhalt seiner prassenden fremden Überwachungskommission bezahlen. Der Feind hat nach den Worten Kleists gehandelt: „Schlagt

1*

sie tot! das Weltgericht fragt euch nach den Gründen nicht!" Das haben wir nicht sagen dürfen, weil Delila, die öffentliche Meinung, dieses exotische käufliche Geschöpf, uns den Mund zuhielt, uns in den Schlaf mit dem Wilsonliedchen sang, uns unsere Kraft nahm. Fünf Fürsprecher hat der Riese in dem jetzigen Untersuchungsausschuß, fünf Angehörige der nationalen Parteien, und ihrer dreiundzwanzig hat Delila entsandt, dreiundzwanzig Mitglieder der Schmachfriedensmehrheit der Nationalversammlung, deren Arbeit bisher unter dem Leitmotiv stand: mag das Deutsche Reich zusammenstürzen, wenn nur das „alte System" unter seinen Trümmern begraben wird! Die siegreichen Philister aller fünf Erdteile aber sind trunken vor Freude. Sie brauchen über ihre Verhandlungen mit Delila, über ihre Vorbereitungen zum Überfall nichts auszusagen. Wir bezichtigen uns selbst.

Das heute begonnene Schauspiel im Ausschußsaal 1 des Reichstages ist ein Hohn auf jedes Gerichtsverfahren. Selbst wenn wir auf einen weltgeschichtlichen Areopag mit Öffnung aller, auch der fremden, Archive und mit Ladung aller, auch der fremden, Schuldverdächtigen verzichten, selbst wenn wir nur danach suchen wollen, wer bei uns am Ausbruch des Krieges und an dem Nichtzustandekommen eines billigen Friedens schuld sein mag, so müßte doch anders verfahren werden.

Fünf Anwälte der einen, dreiundzwanzig Anwälte der anderen Partei setzen sich zusammen und richten!

Die Sinzheimer, die Cohn und Genossen haben die Führung, die Kautsky und die Katzenstein sieht man als Zuträger, das wimmelnde Volk der Delila. Vom Volke der Riesen hat man als „Gutachter" etliche ausgewählt, als „Zeugen" etliche bestellt, deren Gutachten und Zeugnis man bereits kennt, die bereit sind, die Schuld des täppischen, ver-

ratenen blonden Riesen zu bezeugen, darunter den lispelnden Bernstorff, den einen der beiden „demokratischen" Grafen in der Diplomatie und Intimus der Firma Mosse. Man beginnt nicht mit dem Unterausschuß 1 zur Untersuchung der Vorgeschichte des Krieges; denn da fände sich nichts wider uns. Wir haben noch kurz vor Beginn der Feindseligkeiten in Massen Getreide ins Ausland, auch nach Frankreich, ausgeführt, noch im Juni 1914 hat Bethmann Hollweg einen zwei Seiten langen Brief an Grey geschrieben, wie man wohl des törichten „Rüstungsfiebers" der Alldeutschen und ähnlicher Unbequemen Herr werden könnte. Das alte Lied. Wenige Monate vor Jena, 1805, empfahl die demokratische „Berlinische Zeitung" Abrüstung und ewigen Frieden. Wenige Monate vor Wörth, 1869, brachte Virchow namens der gesamten Fortschrittspartei im preußischen Abgeordnetenhause einen Abrüstungsantrag ein. Ja, mit der „Vorgeschichte" ist nichts zu machen; da sind wir immer die vertrauensseligen Tölpel gewesen, diesmal auch unsere Regierung.

Also der Unterausschuß 2, der unter Leitung Warmuths, des deutschnationalen Landgerichtsdirektors, mit dem Komplex der Wilsonfragen sich zu beschäftigen hat, beginnt heute in der Öffentlichkeit. Da läßt es sich der Masse leicht suggerieren, daß wir falsch gehandelt, die Friedenshand nicht rechtzeitig ergriffen hätten. Sinzheimer erstattet den Bericht; schon der, so objektiv er sich gibt, läßt ahnen, worauf man hinaus will. Bernstorff hält seinen Vortrag. Cohn stellt Zwischenfragen.

Es scheint, daß man uns das Äußerste an Schmach bieten will. Der blonde, geblendete Riese, gekettet in die Tretmühle der Feinde: nun soll er auch noch bekennen, daß er es war, der die Philister zurückstieß, die es — so gut mit ihm meinten. In monatelanger Arbeit hat Kautsky, der

Tscheche, alles zusammengeklaubt, auch die flüchtigsten Randbemerkungen des Kaisers auf irgendwelchen Zeitungsausschnitten. Heute hat alles das „Beweiskraft".

Und dennoch glauben wir noch. Wir glauben an den Sieg der Wahrheit, an den Sieg des tragischen Helden. Hütet euch, ihr Philister! Hüte dich, Delila! Der blonde Riese wirft eines Tages sein Saitenspiel hin, packt die Säulen eures Götzentempels, neigt sich kräftiglich, — und ihr liegt erschlagen unter den Trümmern!

Ein Zeugnis wider Willen

21. Oktober.

Mit außerordentlicher Zielsicherheit steuert der Berichterstatter, der jüdische Sozialdemokrat Sinzheimer, seinen Brander gegen unsere Hafeneinfahrt. Diesen Eindruck habe ich schon in der ersten Betrachtung wiedergegeben, als die Sitzung des parlamentarischen Untersuchungsausschusses noch im Gange war. Der Eindruck hat sich im weiteren Verlaufe noch verstärkt. Schon die völlig willkürliche Einteilung des Wilson-Kapitels in vier Perioden, die deutsches Schwanken und deutsches Abschwenken als Inhalt und Grenze haben, deutet auf die Absicht, die der mit dem Stoffe vertraute Berichterstatter hegt. Die erste Sinzheimersche Periode reicht bis zur deutschen Note an Wilson vom 4. Mai 1916 über die Versenkung des Dampfers „Sussex"; die zweite bis zum deutschen Friedensangebot vom 12. Dezember 1916; die dritte bis zur Entschließung über den sogenannten rücksichtslosen Tauchbootkrieg am 9. Januar 1917; die vierte bis zur Übergabe der deutschen Note hierüber und dem Abbruch der

diplomatischen amerikanisch-deutschen Beziehungen am 31. Januar 1917.

In quecksilbriger Beweglichkeit macht Sinzheimer hinter jeden Satz ein Ausrufungszeichen oder irgendeine rätselhafte andere Interpunktion mit den Händen. So arbeiten in Sensationsstücken die Hypnotiseure auf der Bühne. Nur fehlen hier im Saale die kleinen hysterischen Mädchen als Medien dieses gelockten Svengali. Wie ein altes gotisches Bildwerk, kantig aus Holz geschnitzt, sitzt Professor Dietrich Schäfer da, ungerührt durch die Hampelmannkünste des Redners. Auch die Bethmann und Helfferich und Zimmermann sind dagegen gefeit. Vor diesem Gerichtshof ist sogar der Hohenfinower, der vielleicht am meisten durch seine politische Kurzsichtigkeit dazu beigetragen hat, daß „Deutschland eine geschichtliche Episode" geworden ist, ein Mann von ragender Größe; der ehemalige Kanzler, dem manche Zuschauer Gebrochenheit ansehen wollen, macht nach meiner Überzeugung eher den entgegengesetzten Eindruck, und wir würden es ihm auch nicht verdenken, wenn er hier nur das Gefühl des Ekels hätte.

Graf Bernstorff, elegant und noch sicher, sitzt an seinem Sachverständigentisch gegenüber der Korona der parlamentarischen Untersuchungsrichter. Sie sind ihm persönlich zum großen Teil bekannt; er macht ja als Vorsitzender des „Demokratischen Klubs", wenn sie dorthin kommen, im Hotel Bristol die Honneurs. Auch ihre zunehmende Nervosität macht ihn nicht unruhig. Die Sinzheimer und Bonn, die Katzenstein und Cohn, alles Leute von ausgeglühtem Wüstenuradel, setzen ihm zu, weil sie von der Periode, in die der 12. Dezember 1916, das Friedensangebot der deutschen Regierung, fällt, die große Sensation in ihrem Sinne erhoffen. Die Sensation kommt auch, aber sie ist von ganz anderer Art, als sie dachten. Unter seinem Eide — „kaum ist ihm das

Wort entfahren, möcht' er's im Busen gern bewahren" — bekundet der ehemalige deutsche Botschafter in Washington Graf Bernstorff: das deutsche Friedensangebot sei in Amerika als Zeichen der Schwäche aufgefaßt worden und habe daher eine amerikanische Friedensvermittlung unmöglich gemacht!

Die Frager machen große Kugelaugen und schnappen nach Luft. Was „ihr" Bernstorff hier unter Eideszwang aussagt, das ist dasselbe, was zu jener Zeit die nationalen Zeitungen und die nationalen Verbände in Deutschland gepredigt haben. Man muß siegen, wenn man den Frieden erlangen will. Und man muß schweigen können. Nun fallen auch die Hüllen von der grandiosen Dummheit der 1917er Friedensresolution des Reichstages. Und noch eins bekundet Bernstorff: Niemals hätte Wilson für uns gegen die englische Blockade eingreifen können, da der amerikanische Handel viel zu sehr mit der Entente verfilzt war. Die Wahrheit marschiert wirklich noch schneller, als selbst wir es erwartet hatten, — die Sinzheimer und Bonn, die Katzenstein und Cohn müssen eilends nach neuen Schätzen in den Akten wühlen.

Noch scheint Bernstorff nicht zu ahnen, was er angerichtet hat. Und wir wollen nicht etwa in verfrühtem Jubel „Ein Daniel, ein weiser Daniel!" rufen. Das Beweisthema ist noch lange nicht erschöpft. Immerhin ist ein Anschlag dem Parteigericht der Nationalversammlung schon mißglückt, ohne daß die Anwälte des alten Kaiserreiches bisher eingegriffen hätten. Das Zwergvolk, das unseren Reichsbau unterminiert hat, ist auf seinen eigenen Brocken ausgerutscht.

Zwei ehrliche Makler

22. Oktober.

Neben der sogenannten Zentrale für Heimatdienst, die öffentlich noch nicht gezählte Millionen deutscher Steuergelder dafür ausgibt, daß Reklamebroschüren für die Republik, für den Sozialismus, für den Erzberger-Scheidemann-Frieden verbreitet werden, hat sich die jetzige Regierung ein zweites Kampfinstitut gegen das alte System und ihre Männer geschaffen, den parlamentarischen Untersuchungsausschuß.

Der Heimatdienst bekämpft die vaterländisch denkenden Deutschen mit Geldern, die er auch von ihnen selbst erpreßt. Der Untersuchungsausschuß arbeitet auch auf allgemeine Kosten, aber seine Propaganda dient nicht nur den regierenden Parteien, sondern soll vor allem der Entente zugute kommen. Eine hundsföttische Knechtsgesinnung schnüffelt nach Material, das sich gegen Deutschland verwenden läßt. Der Sozialdemokrat Sinzheimer stellt seine Fragen so, daß man kein anderes Ziel daraus erkennt; dabei ist er von einer forensischen Dreistigkeit, die ihresgleichen sucht: er entreißt dem Vorsitzenden, Abg. Warmuth, immer wieder die Führung der Verhandlung, hält sich nicht an die von ihm selbst vorgeschlagene chronologische Einteilung und erzwingt sich das Wort auch gegen Widerspruch. Mit „Einen Augenblick, ja?" und ähnlichen Redensarten schiebt er den Vorsitzenden zur Seite, der in dem übertriebenen Bestreben, objektiv zu erscheinen, sich gar zu viel gefallen läßt. Es ist aber doch keine objektive Verhandlung; es ist ein Kampf mit Nägeln und Zähnen, ein Parteikampf, in dem die Kräfte 23 : 5 stehen, ein Kampf, den die Zugrunderichter

unseres Reiches gegen die Wahrheit führen, um ihr Ansehen vor dem betrogenen Volke zu retten.

Zum Glück fehlt es dieser auf Gedeih und Verderb zusammengeketteten Genossenschaft auch nicht an Schreckenskindern. Der Unabhängige Cohn, der die ganze Unfähigkeit seiner Art Leute zum Verständnis großer positiver Politik erweist, der nur Rabulist ist, ahnungslos seine Fragen stellt, legt auch heute wieder die Seinen herein. Er sucht geflissentlich nach Gelegenheiten, wo er die Scham des Vaterlandes entblößen könnte, er fragt beispielsweise, ob nicht die Art der Verteilung der amerikanischen Hilfsgelder für die belgische Bevölkerung heftige Mißstimmung gegen uns in Amerika erregt hätte, und muß sich von Bernstorff sagen lassen, darüber sei nicht das geringste bekannt.

Man geht heute, soweit es die Sinzheimersche Parterre-Akrobatik zuläßt, in der Besprechung des Wilsonkapitels chronologisch weiter. Die Kernfrage lautet, ob Wilson ein ehrlicher Makler war oder nicht.

Von der zeugeneidlich und aktenmäßig erhärteten Antwort, in der die Aussagen Bernstorffs allein natürlich nur einen kleinen Ausschnitt bilden, von dieser Antwort, die auch Bethmann und alle übrigen Politiker belegen müssen, hängt das Urteil nicht nur über die Berechtigung unserer amtlichen Politik ab, sondern auch über die Eignung aller unserer in der Kriegszeit mit Politik befaßten Persönlichkeiten zu ihrem Amt. Das glaubt heute wohl bereits kein knallroter Aktenschnüffler mehr, der sich als Weltenrichter hinsetzt, daß irgendeine moralische Brandmarkung herauskommen wird; allenfalls werden sich intellektuelle Mängel herausstellen, die Unzulänglichkeit und Blindheit des einen oder anderen Führers der Nation. Hier redet Bernstorff in eigener Sache. Es geht auch für ihn, der mit Feuereifer den Makler zwischen der deutschen Regierung und der amerika-

nischen spielte, um die ganze Reputation vor der Weltgeschichte. Er, der Gatte einer amerikanischen Frau, hat gläubig an Wilson gehangen, an der Zentralstelle in Berlin aber und in der Obersten Heeresleitung dachte man schließlich anders.

Er befindet sich da in einem schweren Konflikt. Um nicht sein ganzes Gebäude zu zertrümmern, sagt er: Ja, er habe Wilson für einen ehrlichen Makler gehalten. Verneinte er das, so würde er sich selber richten. Aber diese Aussage ist ein subjektives Urteil, bestimmt, ihn selber zu entlasten, keine objektive Bekundung. Was wir von Wilsons Maklertum zu halten hatten, werden wir ja noch erfahren. Schon heute lüftet sich der Vorhang.

Was in den ersten Stunden der Verhandlung vorgebracht wird, das sind Nick-Carter-Geschichten, das ist Vorstadtkientopp über Agenten, Marineattachés, Geldschrankenthüllungen und dergleichen. Zum Thema aber wird dann, nunmehr wohl unwiderleglich, festgestellt, daß Wilson uns auf keinen Fall zu einem erträglichen Frieden verhelfen konnte oder auch nur wollte. Der Oberst House, der die Verhandlungen mit Bernstorff führt, ist über die deutsche Naivität erstaunt. Wir seien ja Narren, daß wir „maßvolle" Forderungen stellten, anstatt, wie die Entente, tüchtig vorzuschlagen, ganz weitgehende Kriegsziele aufzustellen und dann sich davon abhandeln zu lassen. Schließlich sieht man in unserem Großen Hauptquartier ein, daß Wilson uns am Narrenseil geführt. Der unbeschränkte Tauchbootkrieg wirft seine Schatten voraus auf die Weltbühne.

Die Sinzheimer und Cohn — notgedrungen um der eigenen Ehrenrettung willen auch Bernstorff — steuern auf die Bestätigung los, daß dieser Tauchbootkrieg die Friedensaussichten vernichtet hätte.

Da erhebt sich als Anwalt der deutschen Nation der Berliner Geschichtsprofessor, der auf Treitschkes Katheder lehrt, Dietrich Schäfer. Eben erst hat Bernstorff zugeben müssen, daß auch nach seinen Berichten Wilson jüngst tatsächlich gesagt habe, Amerika wäre mit Deutschland „auf jeden Fall“ zum Kriege gekommen. Nun stellt Geheimrat Schäfer fest, daß zu einem Zeitpunkte, wo die Tauchbootnote noch nicht nach Amerika gelangt und dort auch niemand bekannt war, Wilson uns bereits die Pistole auf die Brust gesetzt hatte: er forderte von uns das Zugeständnis eines selbständigen „vereinigten“ Polenreiches mit einem Korridor zum Meer hin, also die schließlich auch erfolgte Zerschlagung Deutschlands.

So sah der amerikanische Makler aus: gerissen, verschlagen, heuchlerisch und dann, sobald die Dinge gereift waren, von offener Brutalität. Der deutsche aber war sanften und ehrlichen Gemütes und sah voll inniger Verklärung seinem großen Wilson in die treuen Augen. Nicht Bethmann, nicht Wilhelm II., nicht Ludendorff haben den Frieden „sabotiert“, sondern seine Möglichkeit bestand nur in der glücklichen Phantasie des betrogenen Bernstorff und in den haßgetrübten Augen unserer innerdeutschen Feinde des Kaiserreiches.

„Glauben Sie, Herr Graf?“

23. Oktober.

Der Onkel aus Amerika ist da.

Das ganze Dorf sitzt beieinander im Kretscham — wollte sagen im Ausschußsaal 1 — und starrt, die Köpfe tief über den Wirtstisch vorgestreckt, dem Heimgekehrten ins Gesicht. Er

sieht fabelhaft amerikanisch-elegant aus mit seinen sehr hoch aufgeschlagenen Beinkleidern über den Lackstiefeln und Gamaschen. Das ganze Dorf staunt. Und er ist fabelhaft amerikanisch-demokratisch in seinen Allüren und löst bereitwillig die Rätsel der Menschheit, sogar der einzelnen Menschenseele. Das ganze Dorf staunt noch mehr.

Er soll erzählen. Immer noch mehr erzählen.

Alles macht Stielaugen. Der eine oder der andere von den Dörflern schwitzt schon. Es ist doch großartig, wenn man so aus der großen Welt von drüben und auch aus der kleinen Welt aller Geheimnisse erzählen hört. Jeder will fragen. Und der Tischälteste, der ruhige Warmuth, darf, wie er heute sagt, niemand daran hindern. (Absatz J der Geschäftsordnung der Untersuchungskommission bestimmt, daß jedes Mitglied unbeschränktes Fragerecht hat; es ist also nicht wie vor Gericht, wo der Präsident zügeln darf, sondern eben wie — im Kretscham.)

Am meisten fragen nicht die Bauern, sondern die Grenzhändler, die Cohn und Sinzheimer und Genossen. Am liebsten möchten sie hören, daß es ganz fürchterlich intrigant und schuftig „bei de graußmächtige Lait" zugehe.

Am dümmsten fragt, wie immer, Cohn. Er möchte wissen, ob nicht dem Onkel aus Amerika bei seiner Wiederankunft gesteckt worden sei, er dürfe Herrn Wilhelm nicht alles sagen, der vertrage die Wahrheit nicht. Der Onkel sagt, ein wenig ungeduldig in dieser Plebejerumgebung mit ihrer Kientopphantasie, kurz „Nein!" Er kann überhaupt wenig Positives erzählen, Neues, Unerhörtes, Überamerikanisches. Was los war, steht ja schon alles in seinen Briefen. Es ist alles geordnet, geheftet oder gar gedruckt.

Die Leute im Kretscham machen von Tag zu Tag längere Gesichter. So unergiebig hätten sie sich den Heimgekehrten nicht vorgestellt. Er versichert nur, daß er es immer am besten

gewußt hätte, er renommiert — ganz leise und vornehm — ein bißchen.

Man möchte aber doch noch so viel wissen!

Weil er selber nicht viel weiß, fragt man ihn, was er wohl glaube. „Glauben Sie, Herr Graf, daß ...“, so ertönt es alle Augenblicke. Ob er glaube, daß Herr Wilson ein anständiger Mensch sei, hat man gefragt. Ob er glaube, daß wir den Frieden bekommen hätten, wenn ...

Tja, nichts Gewisses weeß mer nich.

Aber glauben — ja! Der Onkel aus Amerika glaubt, daß Wilson uns wohlwollte, daß er uns nicht zu ducken gedachte, daß wir unser Deutschland nach seinem Willen vollkommen unversehrt behalten sollten. Unter den Fremden von der Grenze greift besonders der blasse Bonn, der auch mal drüben war, das auf. Er kämpft wie ein Advokat für Herrn Wilson. Sobald dessen Ruf im Kretscham in Gefahr kommt, sucht er durch Kreuz- und Querfragen „festzustellen“, daß er nur Gutes im Schilde geführt habe. Ein kluger Mann, der Bonn. Nicht so ein Schlemihl, wie der Cohn. Aber auch er bekommt keine Tatsachen heraus, sondern immer nur ein Bekenntnis des Glaubens, Meinens, Annehmens.

Dem Tischältesten Warmuth ist das schon längst klar geworden. Mehr und mehr tritt er aus seiner bisherigen Passivität heraus. Allmählich wird er — trotz des Absatzes J in der Hausordnung des Kretscham — zum wirklichen Leiter des Frage- und Antwortspiels.

Lieber Onkel Graf, so fängt er heute ganz unschuldig an, du hast doch gestern gesagt, niemals während der ganzen deutsch-amerikanischen Verhandlungen, die auf Friedensvermittlung zielten, sei eine Abtretung deutschen Gebiets in Frage gekommen — wir haben dich doch recht verstanden?

„Jawohl!“

Lieber Onkel Graf, wie kommt es denn aber, daß Wilson noch zur Zeit der Verhandlungen, am 22. Oktober 1917, in seiner Botschaft an den Senat erklärt hat, wir müßten ein vereinigtes Polen mit Zugang zum Meere herstellen?

Hm. Hm.

Es hat einmal, so um das Jahr 1820 herum mag es gewesen sein, ein russischer Graf, ein Herr vom Petersburger Hofe, bei einem Besuch in Berlin gar gewaltig renommiert. Alles sei in Rußland „schenner und gresser", schöner und größer. In Bornstedt oder wo kriegte er ein Honigbrot und meinte sofort, in Rußland gebe es mehr Honig, denn dort seien die Bienen viel größer, sooo groß. Nun brachte man ihn in den Garten und zeigte ihm die allerneusten patenten Bienenkörbe mit dem winzigen Schlupflöchlein. Ob es so etwas Niedliches, exakt Gearbeitetes auch in Rußland gebe. Gewiß, überall, genau so! Wie kämen dann aber die großen Bienen herein? Einen Augenblick stutzte der russische Hofmann; dann stieß er kurz entschlossen hervor: „Der Bien muß!"

So ungefähr zieht sich auch der Onkel aus Amerika aus der Affäre. Er ist sehr unangenehm davon berührt, daß Warmuth ihn wiederholt mit leiser Malice darauf aufmerksam macht, daß er ja keine Tatsachen erzähle, sondern persönliche, subjektive Meinungen. Darum streikt er bei jeder Antwort; es gibt vorher immer eine Kunstpause und langes Atemholen.

Diesmal hilft ihm wieder Bonn. Der Bien muß. „Nicht wahr, Wilson hat doch wohl selber keine Ahnung gehabt, wie gemischt unsere Bevölkerung im Osten zusammengesetzt ist?" „Jawohl, ich glaube, er hat keine Ahnung davon gehabt!"

Ein leises Kichern läuft die Bänke entlang.

Es ist sehr lustig im Kretscham.

Bethmanns Verteidigung

31. Oktober.

König Wilhelm reitet über das Schlachtfeld von Sedan. Unsere Adlerfahnen knattern im Winde. Hinter dem Monarchen, dessen unendliche Schlichtheit mitten in ungeheurem Geschehen auffällt, blitzen umbuschte Augen unter einem Kürassierhelm empor: Bismarck.

Das ist das Bild, das die eine mächtige Wand des großen Ausschußsaales im Reichstage, in den das Untersuchungsgericht umgezogen ist, ganz ausfüllt, das Riesengemälde von Angelo Jank, das die Reichsboten aus der Öffentlichkeit des Plenarsaals hierher verwiesen haben, weil es „zu nationalistisch" sei. Nun wird man durch Bismarcks Augen gebannt. Man meint, ihr blitzender Stahl werde im nächsten Moment den Mann durchbohren, der heute hier vor der Welt Zeugnis ablegt über die verfehlte neudeutsche Staatskunst: Bethmann. Es ist, als wolle der Altkanzler gleich absitzen, herniedersteigen und in die Verhandlung des Untersuchungsausschusses eingreifen.

Das bleibt nur Traum und Sehnsucht. Weh uns, daß wir Enkel sind. Am Zeugentisch sitzt Bethmann Hollweg, unverändert und unbelehrt. Er, der amtlich nie über Potsdam und Bromberg hinausgekommen ist, wurde von Bülow, der einen unbeträchtlichen Nachfolger vielleicht nicht ungern sah, für die Leitung unserer Weltgeschäfte vorgeschlagen. So ward in schwerster Zeit ein Nichtfachmann Kanzler. Er kam mit den Scheuklappen einer vorgefaßten Programmpolitik an, er wollte als Begründer der britisch-deutschen Herzeinigkeit einst ins Konversationslexikon. Da brach der Krieg aus. Für Bethmann war er nur eine störende Unterbrechung seiner

Verständigungsaktion mit den Vettern, sonst nichts, und daher wollte er den Krieg „nicht ausarten" lassen. Als im Jahre 1916 von den bundesstaatlichen Regierungen in Berlin angefragt wurde, wie es mit dem rücksichtslosen Tauchbootkrieg stünde, ließ Bethmann antworten: man dürfe England nicht zum Äußersten treiben. Bis zum letzten Augenblick hat er sich gegen dieses Kriegsmittel gewehrt. Als er dann endlich dem Drängen nachgab, war es zu spät. England hatte in aller Eile noch ungeheure Proviantmengen aufstapeln können. Und dennoch — fast zu wenig. „Um ein Haar" wäre es doch noch zusammengebrochen, wie Churchill, sein damaliger erster Lord der Admiralität, noch am 12. Januar dieses Jahres öffentlich erklärt, wie es Admiral Jellicoe schon früher gestanden hat, wie es die amerikanischen Flottenchefs Sims und Rodman übereinstimmend bekunden.

Aber gegen eine solche Anklage hat sich Bethmann heute nicht zu verteidigen. Es sind ja seine eigenen Leute vom alten Bethmannblock, die am Richtertisch sitzen und von ihm nur hören wollen, daß er unschuldig sei; man wünscht von ihm eine Anklage des alten kaiserlichen Deutschlands. Es rast der See, er will sein Opfer haben. Hundert gezückte Bleistifte warten nur auf das eine Wort, auf das man den Kaiser und Hindenburg und Ludendorff, die Rechte und das alte System, die Alldeutschen und die Vaterlandspartei, überhaupt den ganzen verfluchten „nationalen Schwindel" annageln könnte.

Der ehemalige Kanzler rückt im ersten Teil seiner Ausführungen den Grafen Bernstorff zurecht. Nicht schroff etwa. Aber die Demokraten müssen doch das Gefühl des begossenen Pudels haben, wenn sie hören, wie gänzlich abgeschnitten von jeder Information über große Politik ihr Schützling war und wie falsch er Herrn Wilson beurteilt hat.

Dann geht Bethmann auf sein eigentliches Ziel los, nämlich nachzuweisen, daß er als Kanzler eigentlich machtlos gewesen sei. Schon die Form des deutschen Friedensangebots vom Dezember 1916 sei ein Kompromiß mit der Obersten Heeresleitung gewesen. Schließlich habe er, Bethmann, dem unbeschränkten Tauchbootkrieg nicht mehr widerstehen können, denn nicht nur die „Annexionisten" — die manches erbitterte Wort des Gestürzten zu hören bekommen — seien dafür gewesen, sondern auch die Mehrheit des Reichstages selbst einschließlich des Zentrums unter Erzberger; ja die überwiegende Mehrheit des ganzen Volkes habe verlangt, daß der Kanzler sich den Forderungen der Obersten Heeresleitung beugen müsse.

Im Zusammenhang damit spricht Bethmann immer wieder von den „charakteristischen Verhängnissen" des Weltkrieges.

Glück ist eine Eigenschaft, sagt Napoleon.

Ich habe immer Pech gehabt, sagt Bethmann.

Welch eine Führernatur! Es scheint, als husche ein ingrimmiges Lächeln über die Züge Bismarcks oben an der Saalwand, während Bethmann so sich schutzsuchend unter das Gebot der Masse stellt. „Es muß doch gesagt werden, daß die Mehrheit des Volkes die Führung durch die Oberste Heeresleitung gewollt hat!" sagt Bethmann mit erhobener Stimme und zwingt sich, das erste und das letzte Mal, bei diesem Satz dazu, auf den Tisch zu schlagen. Es ist wirklich eine niederdrückende Denkmalsenthüllung, der wir hier beiwohnen. Wilhelm Busch hat sie vielleicht vorausgeahnt. In seinen letzten Versen finden wir einen, der sich trefflich als Epitaphium für Bethmann eignet:

„Er war nicht unbegabt. Die Geisteskräfte
Genügten für die laufenden Geschäfte."

Es wird ihm über

31. Oktober.

In lastender Stille beginnt das Kreuzverhör Bethmanns am Nachmittage. Man hört leise Antworten; sie kommen nicht stockend, aber gleichsam unwillig heraus. Auf dies und das kann sich Bethmann nicht besinnen, erklärt beispielsweise zuerst, zum Botschafter Gerard nie von deutschen Kriegszielen gesprochen zu haben, um gleich darauf sein Gedächtnis wiederzufinden und zu berichten, daß er doch die Kriegsziele umschrieben habe. Es fängt an peinlich zu werden; man schaut besorgt hin, ob der frühere Kanzler am Ende vor einem Schwächeanfall stehe. Mit leiser Stimme sagt er immer wieder, man solle ihm Fragen schriftlich vorlegen, dann werde er die Akten studieren und das nächstemal Auskunft geben. Oder, er müsse zuvor mit Staatssekretär a. D. Zimmermann sich ins Benehmen setzen. „Sprechen Sie mit Mama!", so klingt es beinahe.

Aber im weiteren Verlauf der Vernehmung merkt man doch, daß man die Rolle, die dieser Zeuge spielt, nicht auf diese einfältige Formel bringen darf. Der ehemalige Kanzler steht nicht vor einem Schwächeanfall, sondern eher vor einem Wutanfall; alles in ihm zittert vor Erregung angesichts der törichten Fragen der Cohn und Schücking und Sinzheimer und der anderen letzten Azteken des Bethmannblocks. Das mächtigste Reich unseres Festlandes ist in Stücke geschlagen, die fünfhundertjährige Zollernmonarchie zerbrochen, das deutsche Volk in tiefstes Elend gestürzt: und da haben die parlamentarischen Großinquisitoren nichts Wichtigeres auf dem Herzen als die zeugeneidliche Bekundung, ob die Freisinnige Volkspartei nicht mindestens so „weitsichtig"

2*

gewesen sei wie die Sozialdemokratie oder warum die Zensur den Druck einer Schückingbroschüre über den Völkerbundsgedanken während des Krieges verboten habe. „Fort von Bismarck, zurück zu Schiller!“, deklamierte der Demokrat Schücking in Weimar; wenn Schiller ihn so hörte, so würde er mit dreizehnhundert Touren im Grabe rotieren.

Wiederum am dümmsten und perfidesten fragt Cohn:

„Glauben Sie, daß an manchen Stellen in Deutschland g e w ü n s c h t wurde, daß unser Friedensangebot die Friedensaktion Wilsons beeinträchtigen sollte?“

Bethmann antwortet mit einem kurzen und mürrischen Nein; Herrn Cohn sind, wie immer, die Felle wieder fortgeschwommen.

Weit schlauer ist der Handelsprofessor Bonn. Er stellt immer beiläufig Dinge fest, die in Wahrheit kein Zeuge ausgesagt hat, so, daß Wilson durch das gleichzeitige deutsche Friedensangebot in den Verdacht geraten sei, unser Agent zu sein, was die Haßmaschinerie gegen uns erst recht in Gang gebracht habe. Das kommt dann doch in den Bericht. Bei einer ganz einfältigen Äußerung holt auch Bonn sich die verdiente Abfuhr. Er meint, die deutsche Regierung hätte Wilson einfach depeschieren müssen, nun solle er mal endlich mit seiner Sache herauskommen, sonst komme man selber mit etwas. Ein ganz absonderlicher Diplomat, dieser Bonn; er weiß wirklich vortrefflich Bescheid über die Art des internationalen Verkehrs. „Und werden wir uns anderswo eindecken, falls Sie uns nicht bis zum 12. d. M. Preise anstellen, die ...“ hätte die deutsche Regierung wohl depeschieren sollen.

Das ganze Kreuzverhör „ihres“ Kanzlers ist im Sinne der Mehrheitsparteien völlig unergiebig geblieben. Sie verstehen ja nicht einmal zu fragen, und das, was sie als zeugeneidliche Antwort wünschen, das lebt ja nur in ihrer Phantasie,

ist nie dagewesen. Es würde zur Abkürzung dieses geradezu lächerlichen Weltgerichts, dessen Würde jetzt nur noch durch die sachlichen Eingriffe des Vorsitzenden Warmuth gewahrt wird, erheblich beitragen, wenn man fortan bei der Vernehmung von Belastungszeugen von Bethmanns Art nur noch folgendes zu stenographieren hätte:

„Glauben Sie, daß General Ludendorff und der Abg. Dr. Traub und Kaiser Wilhelm II. und Redakteur Kunze von dem antisemitischen Deutschen Wochenblatt an allem Unglück schuld sind?"

„Ja."

„Können Sie irgend etwas Beweiskräftiges für Ihre Ansicht anführen?"

„Nein."

„Danke sehr, Sie sind entlassen; der nächste Herr, bitte!"

Der Unschuldige

4. November.

Nein, wirklich: dies Kind — kein Engel ist so rein! Der Lateiner würde sagen, Bethmann sei eine „anima pia et candida", eine ehrliche Haut mit fleckenlos weißer Weste. Ein solcher Kanzler ist noch gar nicht dagewesen!

Er setzt vor der parlamentarischen Untersuchungskommission seine Selbstbekenntnisse fort, aber nicht mehr in unterdrückter Wut gegen seine lächerlichen Inquisitoren, nicht mehr leise und heiser, sondern wie von einer Last befreit, offen und schallend, über die Köpfe der Hugo Sinzheimer und Benno Stehkragen hinweg an den Areopag aller fünf Erdteile.

„Ich finde keine Schuld an ihm!“ würde selbst ein britischer Landpfleger, zum Richter über Bethmann bestellt, sagen. Und hinterdrein vielleicht leise lächeln....

Dieser Kanzler des Deutschen Reiches hat sozusagen vom ersten Tage des Krieges an nicht an den Sieg, sondern an den Frieden gedacht, wobei ihm nur „durchaus maßvolle“ deutsche Bedingungen vorschwebten, wie er selber bekennt. Also ein Mann ganz nach dem Herzen des Professors Schücking und der anderen demokratischen Pazifisten. In der rauhen Welt von heute finden sich weder der Kanzler noch der Professor zurecht. Dieser lebt noch immer in dem Wolkenkuckucksheim seines Großvaters, des Romandichters Levin Schücking, der „alten Feudalismus“ bekämpfte und „echtes Menschentum“ förderte, von Emanzipation und Selbstbestimmungsrecht und Seelenfrieden schwärmte und sich derweil, in Träume und Schäume vergraben, die geliebte Frau von einem anderen wegheiraten ließ. Und nun dieser Professor der Rechte Walter Schücking: ganz der Großpapa! Er bekommt es heute noch fertig, an das geläuterte Menschentum innerhalb eines Völkerbundes zu glauben und mit einem Räuspern der Mißbilligung Bethmanns mangelnde Erfolge auf diesem Gebiete zu streifen. Auch der Demokrat Gothein ist durchaus Schückings wert. Aber um ganze Sternweiten in Weltfremdheit werden beide von dem sozialdemokratischen Minister David geschlagen, der dem ehemaligen Kanzler vorhält, er hätte vor allem für Amerikas Neutralbleiben sorgen müssen, dann wäre Wilson bei der ganzen Friedensaktion — unser Verbündeter gewesen! Es ist, als ginge die Sonne auf über einer trübseligen Welt: sogar über Bethmanns Gesicht huscht ein Lächeln, die Sachverständigen halten sich die Hand vor den Mund, am Richtertisch und im Publikum prustet man los. Es ist das erstemal, daß befreiendes Lachen diese „ernsten“ Verhandlungen unterbricht. Sie sind grausam subaltern. Wenn die Pförtnerfrau

und die Hökerin vor dem Schiedsmann erscheinen, wird mehr gesunder Menschenverstand produziert; blitzartig wird das heute der Versammlung klar, und da kommt das Lachen unwiderstehlich.

Gegen die Hintertreppenschnüffler wie Sinzheimer und Cohn und die Wolkenkuckucksheimer wie Schücking und David verteidigt sich Bethmann übrigens vortrefflich. Seine Ausführungen atmen in d i e s e r Umgebung geradezu Kultur. Er setzt sich mit seiner These durch, daß er zwar den Forderungen der Heeresleitung und dem Drängen seiner zur Tauchbootpolitik abgefallenen demokratisch-sozialdemokratisch-klerikalen Reichstagsmehrheit nachgegeben, aber nie ein Doppelspiel gespielt habe. Eine ehrliche Haut mit fleckenlos weißer Weste. Auch die Gleichzeitigkeit einer amerikanischen und einer deutschen Friedensaktion sei nicht eine Hintertreibung der amerikanischen gewesen, sondern, er wiederholt es, d i e P o l i t i k d e r „z w e i E i s e n" i m F e u e r.

Mit ihrer Wißbegier fallen die Inquisitoren auch diesmal ab. Sie fragen nach allen möglichen Dingen, die das Friedenswerk „sabotiert" haben könnten; sie verstehen immer noch nicht, was Bernstorff und Bethmann übereinstimmend und wiederholt bereits bekundet haben, daß der Wilsonfriede niemals wirklich greifbar war. Wäre er durch unsere E i n - m i s c h u n g verhindert worden, sagt Bethmann, so hätte Bernstorff doch sicher davor gewarnt; aber k e i n e derartige Warnung finde sich bei den Akten.

Das ist ein Nasenstüber, zweifellos. Bernstorff rutscht unruhig auf seinem Stuhle. Die Herren parlamentarischen Untersuchungsrichter fragen ihn, nachdem der Sachverständige Professor Dr. Hoetzsch den Anfang gemacht hat, nach allerlei. Was er beispielsweise in der und der Lage getan habe. Nichts. Aber „Verbindung" mit dem Freunde Wilsons, dem Oberst House, habe er immer gehabt, sagt er. Man fragt weiter. Ob

nicht die Deportierung der belgischen Arbeitslosen nach Deutschland, wo sie für das Hindenburgprogramm eingespannt werden sollten, den Frieden zunichte gemacht habe. Da läuft Herrn v. Bethmann Hollweg endlich die Galle über. Man mag gegen seine Unzulänglichkeiten sagen, was man will, ein guter Deutscher ist er doch immer geblieben. Er reckt sich empor, er blitzt die Frager an, er umklammert fest beide Armlehnen und ruft mit erhobener Stimme: wollten wir wirklich immer weiter nur von unseren eigenen Sünden und völkerrechtlichen Anomalien sprechen, statt von der größten völkerrechtlichen Anomalie des Krieges, der englischen Hungerblockade, unter der unser Volk auf Generationen verelendet sei?

Und zum erstenmal während dieser sonst so totenfeierlichen Verhandlungen gibt es Beifall im Saale. Händeklatschen, Bravorufe. Nicht nur hinter dem Geländer für das Publikum, sondern fast bei allen Teilnehmern selbst. Einmal, ein einziges Mal, ist ein echter Klageschrei erschollen.

Das Ergebnis auch dieses Tages bereichert uns nicht. Wir haben noch einmal erfahren, daß Bethmann das Beste gewollt hat, mehr Skeptiker als Tatmensch gewesen und schließlich erfolglos geblieben ist: erfolglos gegenüber Wilson, gegenüber der Heeresleitung, gegenüber seiner eigenen Reichstagsmehrheit.

Es ist eine sehr schöne Sache, zwei Eisen im Feuer zu haben; aber es ist gefährlich, einen hölzernen Kanzler daneben zu stellen.

Was herauskommen wird

5. November.

„Wir werden die Herren schon zu fassen kriegen!"

Der glänzende Kahlkopf Scheidemanns lief rot an, als dieser „Ministerpräsident" in Weimar das böse Wort hinausschmetterte. Ein Staatsgerichtshof sollte die Männer des „alten Systems" zu Galgen und Rad — in der Theorie natürlich — verdammen, ein parlamentarischer Untersuchungsausschuß dazu die Vorarbeit liefern. Der hat sich in vier Unterausschüsse geteilt, die, wenn sie gründlich sein wollen, jahrelange Arbeit vor sich haben. Der zweite Unterausschuß, dem mit vorbildlicher Unparteilichkeit der deutschnationale Abg. Landgerichtsdirektor Warmuth vorsitzt, hat nunmehr über einen winzigen Ausschnitt aus der Kriegszeit, über den Dezember 1916 und den Januar 1917, zwei der vielen Hunderte von Zeugen vollständig vernommen, Bernstorff und Bethmann. Das sind die beiden großen „Kanonen" der Demokratie, die Ludendorffgegner, von deren Aussagen man sich händereibend einen Bombenerfolg geweissagt hatte.

Und nun? Scheidemann wird bereits elegisch. In vertrautem Kreise gesteht er zu, daß man sich vielleicht — in der Besetzung des Ausschusses vergriffen habe. In der Tat: die David und Sinzheimer und Cohn sind mitleiderregend. Am Tische, der der fremden Diplomatie vorbehalten ist, sitzen ein paar Attachés und tauschen, meist auf englisch, leise ihre Eindrücke aus. Sie müssen sich Gewalt antun, um ernst zu bleiben. Besonders der Weltenrichter Sinzheimer aus Frankfurt a. M., der noch so wenig europäisiert ist, daß er das Deutsche nicht ohne ständigen Zungenfehler meistert, erregt ihr Kopfschütteln, wenn er von der „englichen" Regierung spricht

oder vom „sechzehnten" Dezember. Die Demokraten Gothein und Schücking aber wirken fast mumienhaft. Zum mindesten so, als seien sie soeben aus Großmutters Mottenkiste hervorgeholt; sowie sie den Mund auftun, glaubt man einen Naphthalingeruch im Saale zu verspüren. Alle diese Untersuchungskommissare machen durch ihre kindlichen Fragen eines sofort klar: daß das „neue System", durch diese sozusagen Staatsmänner repräsentiert, den Weltereignissen noch unglaublich viel hilfloser gegenübersteht, als selbst der reichlich dilettierende Herr v. Bethmann Hollweg.

Herr Cohn wühlt immer nur nach ganz besonderen Trüffeln. Er will andauernd irgendwelche Untaten des Kaisers zutage fördern und fragt auch heute wieder den Grafen Bernstorff nach Äußerungen des Kaisers über den Wilsonfrieden; er zieht erneut, wie immer, eine Niete.

Noch lächerlicher macht sich Sinzheimer, der vom Staatssekretär a. D. Zimmermann wissen will, welche Motive Herrn Clemenceau bei der Ablehnung der Wilsonschen Friedensaktion bewegten. Ähnliche Fragen tauchen immer wieder auf: was dieser oder jener Zeuge darüber vermute, was dieser oder jener andere Staatsmann sich gedacht habe.

Im Tone sehr scharf wehrt Bethmann heute solche sinnlosen Belästigungen ab. Ein zustimmendes Gemurmel läuft den ganzen Saal entlang. Er ist doch voll von Intellektuellen; und sie alle, auch die Parteigenossen der Frager, empfinden deren Tasten und Stammeln als blamabel für das deutsche Parlament, das deutsche Gerichtsverfahren, den deutschen Geist. Zudem droht die Gefahr des Versandens. Wer wird für diese Art Untersuchung nach 14 Tagen noch Leselust aufbringen?

Bisher hat Scheidemann jedenfalls nicht „die Herren zu fassen gekriegt", sondern muß, da er klüger ist als die Mehrheitstrabanten im Untersuchungsausschuß, schon er-

kennen, daß die ganze Aktion verpufft. Die Vernehmung der beiden „Hauptbelastungszeugen" hat das alte System von dem entlastet, womit es erdrückt werden sollte. Aus Bernstorffs zeugeneidlicher Aussage ergibt sich — es ist wirklich fatal — die Tatsache, daß unsere Friedensbetteleien uns geschadet haben, weil sie, was ja bisher die Alldeutschen allein zu behaupten wagten, überall als Eingeständnis der Schwäche angesehen wurden. Und Bethmann zerstört heute unter seinem Eide die Legende, als sei ihm der uneingeschränkte Tauchbootkrieg von den Militärs aufgezwungen worden. Es ist alles ganz natürlich, ganz korrekt, ganz gewissenhaft vor sich gegangen.

Wilson wurde allseits als taube Nuß erkannt.

Bethmann hatte kein Mittel zur Herbeiführung des Friedens.

In dieser Lage wurde von allen Verantwortlichen — unter Zustimmung der Reichstagsmehrheit — der Entschluß gefaßt, die „ultima ratio" anzuwenden. Sie hat um ein Haar den Erfolg gebracht. Der ehemalige Reichskanzler führt unter Bewegung der Versammlung aus, wie den Engländern im Mai 1917 das Wasser bereits an den Hals ging. Warum es im Sommer jenes Jahres trotzdem nicht zum Frieden kam und wer den Frieden in Wirklichkeit sabotiert hat, das werden wir erfahren, wenn erst — Matthias Erzberger über seine staatsmännische Tätigkeit unter Eid aussagen muß.

Krampfhaft verbeißt sich vorerst der Untersuchungsausschuß in ein, wie er glaubt, wenigstens krankgeschossenes Wild. Staatssekretär a. D. Zimmermann schweißt stark. Helfferich, der neben ihm sitzt, muß ihn wiederholt freundnachbarlich die Hand fest auf den Arm legen, um ihn zurückzuhalten. Zimmermann hat hin und wieder — aus diplomatischer Taktik, wie er sagt — die deutsche Presse während des Krieges über die Motive der Regierung falsch informiert. Mit hellem Geläut

gehen die Sinzheimer und Genossen auf dieser Fährte ab. Harden und Wolff sollen es bezeugen können. Schön. Aber das ist keine lohnende Beute für Herrn Scheidemann, wenn er dagegen aufrechnen muß, daß die Untersuchungskommission schließlich wider ihren Willen wahrscheinlich Herrn Erzberger und die ganze demokratisch-sozialdemokratisch-klerikale Reichstagsmehrheit im Fangeisen vorfinden wird.

Es laufen bereits Gerüchte um, daß man die Nationalversammlung vor Abschluß der Arbeiten der vier Ausschüsse auflösen möchte, um diese Arbeiten zu unterbrechen und vergessen zu machen; noch rechtzeitig, ehe die unerbittliche Wahrheit unsere wirklichen Siegverderber, Kriegsverlängerer, Friedensverhinderer „zu fassen kriegt". Der kahlköpfige Zauberlehrling, der die Geister gerufen, sucht nach der Formel und findet sie noch nicht. Besen, Besen, seid's gewesen! Eines Tages wird der ganze wässerige Novemberspuk der Sinzheimer und Erzschlauberger verschwunden sein, wenn der Meister kommt. Und hinterdrein fliegt Scheidemann zum Tempel hinaus.

Zwei Welten

6. November.

Die unsaubere Phantasie der kleinen Advokatenseelen im parlamentarischen Untersuchungsausschuß beschäftigt sich nur mit einer Frage: wie eigentlich die ganze Geschichte im Kriege „geschoben" worden sei. Eine andere Auffassung ist ihnen nicht nur fern, sondern wesensfremd, weil sie in einer Atmosphäre reinen Wollens nie heimisch waren. Die ungeheure Katastrophe des Weltkrieges, in der die nicht gerade gigantischen Staatsmänner und die überlebensgroßen

Heerführer unseres Volkes doch ihr Bestes für unsere Selbstbehauptung hergegeben haben, ist für die Sinzheimer und Genossen eine Schiebung, weiter nichts. Davon kommen sie nicht ab. Sie kennen doch ihre Umwelt! Am liebsten würden sie fragen, ob Bethmann sich dabei „gesund gemacht" oder wieviel Provision Ludendorff eingesteckt habe. Von einem von beiden seien wir doch hereingelegt worden, und zwar vermutlich, wenn nicht das Gegenteil bewiesen werde, mit voller Absicht. Denn so weiß man es doch von jeder Pleite am Hausvogteiplatz in Berlin. Und von jedem Pferdehandel, wo immer einer an den Pferdezähnen herumgefeilt hat.

Es kann einem wirklich übel werden. In welche Kaschemmenluft ist man geraten! Zwei Welten stehen einander gegenüber, getrennt durch einen Ozean, zwei Welten mit völlig verschiedener Sitte, Pflichtauffassung, Lebens- und Staatsanschauung: die saubere Welt des alten Reiches, die im Vaterlande wurzelte, und die neue Welt unserer glorreichen Schieberrepublik, die auf gebrochenen Eiden ruht. Die politischen Einbrecher des November wollen die Ausgeraubten „überführen"! Man sehnt sich hinaus aus dieser Einnebelung. Zeugen, Sachverständige, Zuhörer, Pressevertreter suchen immer häufiger die Wandelgänge auf, um sich bei einer Zigarette zu erholen.

Unter dieser Unruhe leidet die ganze Verhandlung des Donnerstags in dem großen Ausschußsaale.

Bethmann fängt an, unter dem kleinen, talmudisch geschulten Advokatenvolk der Cohn und Genossen massiv zu wirken — und auch massiv zu werden.

Wenn er den ganzen Ausschuß, den er mitsamt seinen Praktiken beinahe eine Spottgeburt nennt, geradezu anpfeift, wenn er allmählich souverän wird gegenüber diesem — „Ausschuß" der souveränen Nationalversammlung, so

braucht man sich darüber nicht zu wundern. Seine Inquisitoren werden es noch fertigbringen, ihn ins Heldenformat emporwachsen zu lassen. Bethmann kennt aus jahrelanger, durch unseren Parlamentarismus erzwungener Zusammenarbeit dieses Volk, das nur mit Spitzfindigkeiten operiert, nur in Worten kramt, keinen Blick für das Große hat, und er behandelt es entsprechend.

Der Admiral Koch, der an Stelle des verstorbenen Holtzendorff über die Fragen des Tauchbootkrieges vernommen wird, hat in diese Welt der Geschäftspolitiker und Parteitrabanten keinen so intimen Einblick genossen, er bringt die energisch-verächtliche Geste noch nicht auf, er läßt sich hie und da verblüffen, zerhaut nicht sofort die Schlingen der Rabulisten. Und dennoch: seine Sache ist gut und rein, und das ist schließlich das Entscheidende. Die Ankläger hatten gehofft, zum mindesten „verbrecherischen Leichtsinn" bei der Abfassung der Denkschriften und Gutachten über den Tauchbootkrieg feststellen zu können, statt dessen aber erfährt man, wie auch hier mit äußerster Sorgsamkeit gearbeitet worden ist. Vor Gericht würde Sinzheimer, der wiederholt mit Akten operiert, in die nur er als Berichterstatter Einsicht genommen hat, während die Beisitzer und die Zeugen sie nicht kennen, alsbald zurechtgewiesen werden; hier in der parlamentarischen Arena tut er es ungestraft, arbeitet mit den kleinlichsten Advokatenmätzchen, und bleibt trotzdem erfolglos. Erschüttert hören wir wieder, wie Deutschland durch den Tauchbootkrieg beinahe den Sieg errungen hätte, hören wir unverdächtige Zeugnisse darüber aus englischem Munde, aber selbst das will der Klüngel im Untersuchungskollegium nicht gelten lassen, will unter allen Umständen deutsche Schuld festgestellt sehen: Jellicoe habe sicher übertrieben, Churchill sicher renommiert! Nein, es gibt keine Brücke zwischen der Welt der Sinzheimer und der unserigen.

Völlig in die sozialdemokratischen Gedankengänge verstrickt sind auch die Demokraten, für die heute Heile einspringt. Er meint, der Tauchbootkrieg sei den Engländern nicht an die Nieren gegangen, denn ein Blick in den Anzeigenteil der englischen Zeitungen während des Krieges beweise, daß dort „noch alles zu haben" gewesen sei. Er vergißt, daß bei uns solche Anzeigen in der Zeit der Rationierung alles Notwendigen verboten waren, sonst hätten auch wir sie gehabt, denn „zu haben" war für große Geldbeutel auch hierzulande alles, und er vergißt, daß im Ausschußsaale eben erst unter Eid bekundet worden ist, daß die Engländer monatelang beispielsweise überhaupt kein Fett bekamen. Sie haben sehr gelitten, wenn auch vielleicht weniger als wir, und sie standen im Sommer 1917 nahe vor dem Zusammenbruch. Damit hatten auch unsere Gutachter gerechnet: die hervorragendsten Fachleute des Handels, der Industrie, der Landwirtschaft. Wie „unparteiisch" der Admiralstab beim Einholen dieser Gutachten gewesen ist, davon zeugen die Namen der Hauptbefragten: Levy, Salomon, Newmann, Weill. Jawohl, auch der Getreidegroßhändler Max Weill aus Frankfurt am Main; Herrn Sinzheimer verschlägt das eine Weile den Atem. Daneben hat man die Generaldirektoren des Phönix, der Gutehoffnungshütte und ähnlicher Weltfirmen herangezogen. Es war eine erstaunlich wohlabgewogene, eine unglaublich reinliche Sache.

Das aber ist es ja gerade, was völlig über den Horizont der Sinzheimer und Genossen geht, weil sie eben — anders zu arbeiten gewohnt waren. Sie leben nicht in unserer Welt. In ihrer Welt wurden mit „verbrecherischem Leichtsinn" Friedensresolutionen fabriziert, die bei uns Heer und Heimat schwächten, beim Feinde zum Durchhalten ermunterten. In ihrer Welt fiel man auf Wilsons 14-Punkte-Schwindel

herein, ohne vorher irgendein Gutachten einzuholen. Sie hatten von einem deutschen Vernichtungsfrieden den großen Erfolg zu erwarten: die rote Schieberrepublik auf den Trümmern des Reiches. Sie haben durch die Lüge des 9. November den Kaiser entthront und dadurch den Zerfall des Heeres erreicht.

Diese zwei verschiedenen Welten, von deren Existenz bisher nicht jedermann wußte, tauchen nun aus dem Phrasennebel, in dem wir seit einem Jahre uns bewegen, in harten und klaren Umrissen empor. Mit leichtem Frösteln merken es die Urheber der Untersuchungskomödie; in zitternder Erregung harrt das ganze Land. Eine ungeheure vaterländische Flutwelle wird aus dieser Erregung geboren. Die Sintflut kommt.

Der Ring wird enger

7. November.

Die Zentrumsleute sind klug. Es ist auffallend, wie sie sich in dem Debattierklub, dem parlamentarischen Untersuchungsausschuß, zurückhalten. Sie haben offenbar schon Witterung davon, was kommen wird.

Anscheinend noch ahnungslos aber poltern die Demokraten und die Sozialdemokraten weiter. Freilich die Hoffnung, die führenden Männer des alten Kaiserreichs als Halunken „entlarven" und zum Holzstoß schleppen zu können, in dessen Flammengeleucht sie selber in der Glorie der „Befreier" dastehen würden, haben sie wohl längst nicht mehr. Nur merken sie noch nicht, daß sich bereits der große Rollentausch ankündigt: aus Anklägern werden binnen kurzem Gerichtete.

Noch beharrt in Nebendingen ihre Rechthaberei auf dem Schein. Der Kapitän Persius hat mit dem Großadmiral von Tirpitz ein schon sehr altes Hühnchen zu rupfen; die Federn wollen nicht mehr recht heraus. Er hat „seine“ Zahlen über den Tauchbootbau am Freitag morgen wieder einmal im „Berliner Tageblatt“ veröffentlicht, und sein demokratischer Parteigenosse, der ehemalige Abg. Dr. med. Struve, wiederholt am Freitag mittag den ganzen Artikel vor dem Untersuchungsausschuß. Auch Gothein, David, Schücking, Sinzheimer kommen uns als „sachkundige“ Wichtigtuer; der letztere wird dabei vom ganzen Saale ausgelacht. Sie behaupten, man habe ihnen während des Krieges über die Zahl der Tauchboote, die viel zu gering gewesen sei, falsche Angaben gemacht.

Das mag sein. Um so größer ist der Erfolg der wenigen zu bewerten. Es wird festgestellt, daß die Versenkungsziffern in Wirklichkeit noch größer waren als der Admiralstab angab, und darauf kam es an. England rang nach Luft, wir hatten die Hand an seiner Gurgel. Da — zogen wir sie zurück; die Friedensresolution des Reichstages vom Juli 1917 und das Bekanntwerden Czerninscher Mutlosigkeiten (durch wen?) ließ den Briten das Blut wieder zum Herzen strömen und gab ihnen die Kraft zum Durchhalten. Wir hätten zu wenig Tauchboote gebaut, sagen die um Gothein. Auch das mag sein. Es war überall knapp; die Infanterie fühlte sich zuzeiten verraten und verkauft, weil die Artillerie wegen Munitionsmangels nicht schoß, die Flieger, die Kraftfahrer, die Pioniere schrieen nach neuem Material, und die Oberste Heeresleitung mußte bald hier, bald dort den dringendsten Bedarf decken, konnte nicht alles für die Tauchboote allein freigeben. Das war damals, als sogar eine Riesenfirma wie Krupp erst auf ein mehr-

wöchiges Hin und Her dringendster Eingaben — 50 Kilo Kupfer überwiesen bekam.

Das war aber auch damals, als England seinen Nacken schon beugen wollte. Den unmöglichen Politikern, die jetzt im Untersuchungsausschuß mit hartnäckiger Bosheit den Satz verfechten, den Engländern sei es glänzend gegangen, wird unter Eid das Gegenteil bezeugt. Ich krame in alten Briefschaften, die wir englischen Gefangenen im Felde abnahmen, Feldpostbriefen ihrer Angehörigen aus England. Aus S t r e a t h a m S. W.: „Wir hatten die ganze vorige Woche trockenes Brot, da weder Butter noch Margarine aufzutreiben war.“ Aus N e w C r o ß S. E.: „Das Militär lag letzte Woche drei Tage in Bereitschaft für den Fall, daß in Erith Revolten wegen des Nahrungsmangels ausbrächen.“ Aus P a c k h a m S. E.: „Ich hatte diese Woche zum erstenmal seit 14 Tagen etwas Fleisch.“ Weitere Briefe aus Bristol, Swansea, Cardiff erzählen von Unruhen, bei denen verzweifelte Hungernde, die gegen das Militär anliefen, getötet wurden.

Trotzdem hielt England stand. Es rief nicht nach Frieden, sondern wollte den Sieg. In Deutschland wählten Demokratie, Zentrum, Sozialdemokratie den entgegengesetzten Weg, — und der führte uns ins Verderben.

Immer deutlicher wird der Vorgang, immer enger zieht sich der Kreis. Wir hatten einmal die Möglichkeit, zu einem ehrenvollen und gesicherten deutschen Frieden zu gelangen. Sie war durch unser Heer und durch unsere Flotte unter Führung der größten Deutschen geschaffen worden; sie wurde zerstört durch die Dummheit und die Perfidie politischer Parteien und durch das unverantwortliche Geschwätz eines Vielgeschäftigen, der heute Minister ist. Die Zentrumsleute sind sehr still geworden. Es kommt die Zeit, wo sie jemand von den Rockschößen schütteln müssen.

Struve und Capelle

11. November.

Unter dem Däumlingsvolk war Gulliver ein Riese. Unter den Sinzheimer, David, Cohn, Schücking war Bethmann ein Staatsmann. Unter den Gothein und Struve ist Capelle ein Frontsachverständiger und Seeheld.

Als Spezialist für gewisse Krankheiten hat der Hautarzt Dr. med. Struve in Kiel viel mit Matrosen und anderen Marineangehörigen zu tun gehabt. Da ist ihm sein nautisches Wissen angeflogen. Er war in jeder Beziehung Vertrauensmann seiner Laufkundschaft, die ihm allerlei zutrug, nicht nur die Klagen über ihre persönlichen Leiden, sondern auch über die bösen Vorgesetzten. Oh, er weiß Bescheid, der Herr Dr. med. Struve; „denn er ist klug und weise, und ihn betrügt man nicht". Während Capelle heute vernommen wird, bekommt Struve einen roten Kopf, so rot, wie das Bülker Feuerschiff ist, denn die Zahlen von neulich zerflattern mit dem gesamten Anklagematerial. Aber vor dem hohen Konzil derer von Schücking bis Cohn will Struve sein fachmännisches Ansehen wenigstens durch Randglossen retten. Capelle spricht. Laut, klar, scharf. Struve aber murmelt fortgesetzt, für alle Umsitzenden vernehmlich, dazwischen. „Du hast ja keine Ahnung!" „Mensch, davon verstehst du nichts!" Und ähnliches mehr; wörtlich so.

Capelle, der Nachfolger des Großadmirals v. Tirpitz, oder sein Erbschleicher, wie böse Zungen ihn nennen, ist seit Jahrzehnten frontfremd gewesen, nur noch Verwaltungsbeamter der Marine. Gegenüber den Struve und Genossen wächst er aber plötzlich ins Gigantische; aus dem einfachen Grunde, weil er ihre Versuche, dem „alten System" die

3*

Schuld aufzubürden, die Männer des kaiserlichen Deutschlands als perfide und gleichzeitig als vertrottelt vor aller Welt hinzustellen, durch die Mitteilung der schlichten Wahrheit vereitelt.

Hier ist sie:

Im Jahre 1916 war der verehrliche Reichstag wilder Gegner eines energischen Tauchbootkrieges, der denn auch abgelehnt wurde; dieselben Leute werfen der Marine jetzt vor, daß sie damals nicht mehr Tauchboote gebaut habe! Im Jahre 1917 wurde mit äußerster Anspannung gebaut, aber natürlich nur nach Maßgabe der verfügbaren Baustoffe; mehr freizugeben, lehnte die Oberste Heeresleitung ab, da man doch auch die Fliegerei und andere Waffen nicht ganz aufs Trockene setzen und ihnen Gummi, Kupfer und dergleichen sperren konnte. Die Marine habe den Reichstag nicht getäuscht, sagt Capelle. Es handele sich doch nicht um Feststellung der Tatsache, ob die eine oder die andere Werft mehr hätte bauen können, aber — infolge Materialmangels — die gewünschten Überweisungen nicht erhalten habe, sondern um die Wirkung des ganzen Tauchbootkrieges, der tatsächlich die Engländer friedensreif gemacht habe. Versprochen habe die Flottenleitung eine Versenkung von rund 600 000 Tonnen feindlichen Schiffraums im Monat; geleistet seien tatsächlich 900 000 Tonnen im Durchschnitt!

Das ist wirklich das Entscheidende und Durchschlagende. Das fühlen Richter und Zeugen und Zuhörer, das empfindet der ganze Saal.

Dr. med. Struve bekommt immer stärkere Kongestionen nach dem Kopfe. Gothein versucht, ihm durch Eingreifen in die Debatte beizuspringen, und tut es in der üblichen Art dieser „Untersuchungsrichter", die nicht präzise Fragen stellen, sondern — lange Plädoyers gegen das alte Reich halten und am Schlusse unvermittelt von den Zeugen eine Zustimmung

zu erpressen suchen. Niemand hört mehr auf Gothein hin. Der Vorsitzende muß wiederholt um Ruhe bitten und schließlich erklären, Privatgespräche seien draußen abzumachen. Da verläßt, einer hinter dem anderen, ein großer Teil der Anwesenden allmählich den Saal. Eine vernichtendere Kritik ist kaum denkbar. Es sind auch Parteifreunde Gotheins darunter.

Auf der Filmleinwand hat das exzentrisch Groteske seine Berechtigung. Wenn da einer seinen Kopf abreißt, in die Ecke wirft, dann mit dem Finger winkt, und der Kopf fliegt wieder an Ort und Stelle, so ist das zum Lachen. Jetzt erleben wir etwas Ähnliches. Die Leute, die den Tauchbootkrieg verwarfen, winken ihn nun, drei Jahre später, im Ausschußsaale heran. Schwupp, Vaterlandsretter. Nachträglich erwachte kapitolinische Gänse. Und das Ganze ist doch nur schlechter Kientopp.

Helfferich-Tag

12. November.

Mit 27 Jahren Hochschullehrer der Nationalökonomie, mit 34 Direktor der anatolischen Eisenbahnen in Konstantinopel, mit 44 Vizekanzler des Deutschen Reiches: ein Dutzendmensch ist dieser Helfferich gewiß nicht. Kaum hat er vor dem parlamentarischen Untersuchungsausschuß seine Verteidigungs-, nein, seine Anklagerede begonnen, so steht alles im Banne seiner starken Persönlichkeit. Endlich einmal ein Mann, der da weiß, was er will, und er weiß viel. Bethmann sinkt zurück in wesenlose Tiefen; von Bernstorffs verwehter Existenz zeugt überhaupt nur noch ein leiser Taschentuchduft. „Wenn Helfferich auch noch Charakter

hätte, dann wäre er direkt ein Olympier!", sagt giftig und doch auch neidisch einer der Großen der Demokratie in dem Saale.

Man sieht den scharfen jungen Raubvogelkopf Helfferichs schon seit einer Reihe von Tagen an einem Seitentisch im Ausschuß. Still eräugt er da die wolligen Widder, die Cohn und die anderen der Herde. Noch schwebt er in unermeßlicher Höhe. Einzig und allein sein Gedächtnis packt die Vorgänge wie mit einer Kneifzange. Seinem Nachbar, dem Staatssekretär a. D. Zimmermann, legt er, wenn der losbrausen will, wiederholt begütigend die Hand auf den Arm.

Heute aber stößt er hernieder: in seinen Fängen blutet Sinzheimer, der Herr Berichterstatter des Untersuchungsgerichts. Vergebens breitet Warmuth, der schier übermenschlich parteilose, als Vorsitzender seine Flügel über die bona fides der roten und rötlichen Kollegen. Die üble Tendenzmache Sinzheimers ist enthüllt. Er hat aus dem überreichen Aktenmaterial nicht erwähnt, was zugunsten der Männer des alten Systems nicht nur „spricht", sondern von vornherein die Anklage gegen sie, als hätten sie den Frieden nicht gewollt oder verschleppt, vernichtet hätte. Erst Helfferich muß den Kaiserbrief an Bethmann heute vorlesen, den der Ausschuß bisher nicht angezogen hatte. Hätte man diesen Brief Wilhelms II. vom 31. Oktober 1916 sofort der Öffentlichkeit übergeben, so wären die Gesichter der Scheidemannkorona schon am ersten Ausschußtage meilenlang geworden; so könnte kein knallrotes Wurstblatt heute noch von „Wilhelm dem Blutigen" schreiben.

Es war nach der glücklichen Durchführung unseres rumänischen Feldzuges. Die Hoffnung der Entente auf die Wendung durch das Eingreifen Rumäniens war zertrümmert, die Möglichkeit zu einem für alle Teile ehrenvollen Abbruch

des blutigen Krieges gegeben, wenn die Entente nicht um jeden Preis die Vernichtung Deutschlands und gleichzeitig der gesamteuropäischen Wirtschaft wünschte. In diesem Augenblick schrieb der Kaiser an Bethmann:

„Der Vorschlag, Frieden zu machen, ist eine sittliche Tat, die notwendig ist, um die Welt, auch die Neutralen, von dem auf ihnen lastenden Druck zu befreien. Zu einer solchen Tat gehört ein Herrscher, der ein Gewissen hat, sich Gott verantwortlich fühlt und ein Herz für die Menschheit besitzt, der unbekümmert um die Mißdeutungen seines Schrittes den Willen hat, die Welt von ihren Leiden zu befreien. Ich habe den Mut dazu, ich will es im Vertrauen vor Gott wagen."

Leider spricht Helfferich sehr schnell, wie man es so häufig bei Leuten findet, die mit sich selbst vollkommen im reinen und Herr aller Einzelheiten sind. Infolgedessen geht den Berichterstattern manche Feinheit verloren, so bei dieser Gelegenheit die, daß der Kaiserbrief „eilig und dringlich mit Bleistift" geschrieben worden ist, also aus dem innersten Gefühl heraus, ein Zeugnis der Wahrheit, nicht eine zurechtgestutzte Staatsaktion. Und noch etwas fällt bei dem in rasender Hast für die Abendblätter mitgeschriebenen Bericht unter den Tisch: Helfferichs Anschuldigung, daß Sinzheimer bei der Verlesung der Wilsonbotschaft vom 22. Januar 1917 den wichtigsten Satz unterschlagen habe. Wenn dieser Satz, in dem Wilson sich völlig auf die Seite der Entente stellt und klar zu erkennen gibt, daß er auf einen Vernichtungsfrieden für Deutschland hinsteuerte, zu Beginn der Verhandlungen verlesen worden wäre, so hätte man sich mehrere Tage unnützen Gewäsches vor dem Untersuchungsausschuß ersparen können.

Sinzheimer versucht, den Staatsminister a. D. Helfferich zu unterbrechen und hat alsbald einen neuen Schnabelhieb weg. Professor Bonn will, erheblich geschickter, den Blutenden decken, wie ja überhaupt die ganze Gesellschaft jetzt merkt: Es geht ums Ganze! Aber auch er muß verstummen. Man mag über Helfferich urteilen, wie man will, man mag, wie es dieser Tage in einem Provinzblatt zu lesen stand, von ihm sagen, er habe sich nur deshalb jetzt zu den Deutschnationalen geschlagen, weil er in ihnen die Partei der Zukunft sehe, und er pflege sich nie an einer faulen Sache zu beteiligen. Eines ist jedenfalls sicher: auch die Gerissensten unter diesen parlamentarischen Anklägern des kaiserlichen Deutschlands im Untersuchungsausschuß stehen jetzt vor einem Manne, der ihnen — noch über ist.

Mathias, Mathias, du gehst einen schweren Gang. Vor dem Warmuthschen Unterausschuß wird nicht etwa nur die Wilsonepisode durchgesprochen, sondern auf ihrem Programm stehen sämtliche vereitelten Friedensaktionen. Auch Erzbergers feiste Ringfinger werden sich in diesem Saale zum Himmel erheben müssen. Und der Mann mit dem kurzgeschorenen Raubvogelkopf hat sicherlich etliche peinsame Fragen für ihn bereit, die Erzberger nicht mit einem einfachen „Unerhört!" von sich abwälzen kann, wie in den sogenannten Enthüllertagen von Weimar.

Um Wilson

14. November.

Die Minister ohne Portefeuille seien unentbehrlich, ihrer harre eine große Menge Arbeit, ohne sie werde man gar nicht fertig. So haben wir es bei der Etatberatung in der Nationalversammlung gehört. Und nun sitzt der Minister ohne Portefeuille Dr. David, der für die „große Menge Arbeit" von allen Steuerzahlern schwer besoldet wird, jeden Tag im Untersuchungsausschuß, dessen Mitglied er gar nicht ist, am Richtertisch und hält dort Reden gegen die frühere kaiserliche Regierung, und er sitzt abends in irgendeiner Volksversammlung und hält dort Reden gegen die frühere kaiserliche Regierung, und er kommt tags darauf wieder in den Untersuchungsausschuß und hält dort Reden gegen die frühere kaiserliche Regierung. Je mehr die Vernehmungen die Reinlichkeit und Gewissenhaftigkeit der Männer des alten Systems erhärten, desto schärfer redet der unverantwortliche Portefeuillelose.

Das ist ein Skandal, und er führt zu Skandal.

Helfferich verwahrt sich dagegen in einer meisterlich feinen Art, indem er, ohne irgendein Wort der Kritik hinzuzufügen, einfach einander gegenüberstellt, was der amerikanische Landesfeind Gerard („die ganze Welt kennt und achtet Bethmann wegen seiner Ehrenhaftigkeit") noch heute in seinem Buche schreibt, und was der deutsche Reichsminister David (von dem „plumpen Betrugsversuch der Bethmannregierung gegen Wilson") am letzten Sonntag in öffentlicher Rede behauptet hat.

Die Zuhörer geben spontan ihre Zustimmung zu Helfferichs Feststellung kund, am Richtertische entsteht ein kleiner Aufruhr, der Minister David schwenkt zitternd seine

dünnen Ärmchen. Mit eruptiver Gewalt braust Bethmanns Protest gegen diesen „Gerichtshof" daher, dessen Beisitzer David die Gelegenheit zum Beschimpfen der Männer der früheren Regierung ausnutze; es ist, als schleudere jemand Granitblöcke gegen das Revolutionstribunal da vorne. Auch Staatssekretär a. D. Zimmermann wirft aufgeregt eine Handvoll Sand hinterdrein.

David gibt nur die Form preis, die der „Vorwärts" so konzentriert habe, während in der Rede selbst von „plumpem Betrugsversuch" nichts vorgekommen sei, bleibt aber bei seiner Behauptung, unsere Diplomatie sei „illoyal" gegen Wilson vorgegangen und habe „den Krieg mit Amerika geradezu provoziert".

Der Untersuchungsausschuß zieht sich, um überhaupt ein Weiterverhandeln zu ermöglichen, zur Beratung zurück und verkündet dann seinen einstimmigen Beschluß, daß „Werturteile von Nichtmitgliedern des Ausschusses für den Ausschuß nicht maßgebend" seien, desavouiert also notgedrungen den Reichsminister Dr. David, und fügt noch hinzu, daß Formverletzungen auch weiterhin vom Vorsitzenden gerügt würden.

Ein Minister des alten kaiserlichen Deutschlands hätte nach dieser Zensur — und auch die eigenen Parteigenossen Davids haben ihr zugestimmt — wohl den Saal verlassen und nebenbei im ersten besten Schreibzimmer sein Abschiedsgesuch entworfen. Wir leben aber im neuen Deutschland. David bleibt sitzen und läßt alles auf sich sitzen.

Wie kommt es, daß dieser Mann nur noch die — Rettungsaktion für Wilson im Sinne hat? Krank am Leibe, krank am Herzen (und voll nagender Angst) hockt David, über dessen kleinen Schädel dünne Haare wehen, auf seinem Stuhl, wie der Kakadu während der Mauser an seinem Kettchen auf der Stange. Er hat Angst — vor dem dritten Über-

zeugungswechsel. Vor dem Kriege war dieser Ideologe von Menschheitsweh erfüllt, mit Wut gegen den Militaristenstaat geladen. Da brauste der August 1914 über ihn hinweg. Das Volk stand auf, der Sturm brach los; David erkannte, wozu unser Militarismus nötig gewesen, erkannte die Blutschuld der feindlichen Mächte um uns her und warf sich voll Inbrunst auf das Schreiben von Broschüren gegen sie, Broschüren zur Ehrenrettung des schuldlosen Deutschlands. Da umnachtete der November 1918 uns die Sinne. Keuchend schleppte Kautsky die Aktenstöße aus dem Auswärtigen Amt. Da und da und da, — Deutschland sei schuld! Das war für den zarten David fast der Tod. Als rasender „Betrogener" stand er von dem Krankenlager auf und fluchte allem, was er für Deutschland geschrieben. Nun ist ein Jahr vergangen. Es wird allmählich klar, gerade auch vor dem Untersuchungsausschuß, wann David sich wirklich hat betrügen lassen. Aber er will nichts mehr hören. Zum dritten Male hielte der schwache Körper den seelischen Zusammenbruch nicht aus. Und so verstrickt und verstockt er sich, so eifert er wider das eigene Land und hat nur für eines noch Sinn: Rettet Wilson, rettet Wilson!

Der Demokrat Schücking steht ihm bei.

Er versucht in wiederholten Anfragen — oder vielmehr „Feststellungen" — eine zeugeneidliche Bekräftigung seiner Ansicht zu erhalten, daß unsere Regierung, unsere Diplomatie, unsere Waffenfirmen an allem schuld seien, während Wilson die Pflichten der Neutralität durchaus erfüllt habe, also bis zuletzt, wo wir ihn zurückgestoßen hätten, der geeignete Friedensvermittler gewesen sei. Und Schücking beruft sich auf den Parteigenossen Bernstorff, der nur in seiner Hilflosigkeit nicht recht beizuspringen weiß.

Aber Helfferich beherrscht das Material und dient den Herren gründlich. Alles, was er in diesen zwei Tagen im

Zusammenhang vorgetragen hat, beweist, daß eine Friedensvermittlung Wilsons trotz aller unserer Bemühungen nicht zu haben war, weil Wilson eben — unser Feind war; auf Gedeih und Verderb mit den Engländern versippt. Und nun, wo es Einzelfragen zu beantworten gibt, steht Helfferich auch seinen Mann. Während Deutschland im Spanisch-Amerikanischen Kriege auf amerikanischen Einspruch hin den Waffenverkauf an Spanien einstellte, tat Amerika alles, was es konnte, um England gegen uns zu beliefern. Eine anscheinend uns gerecht werdende Note Lansings wäre, wie selbst Bernstorff zugibt, nie vom Kongreß gebilligt worden. Der „neutrale" Wilson beschlagnahmte unsere Funkenstationen, ließ aber die englischen Kabel ungeschoren. Und der Vorsitzende des Senatsausschusses für auswärtige Angelegenheiten, Stone, habe festgestellt, daß Wilson in nicht weniger als 20 Punkten die Neutralität zugunsten Englands gebrochen habe. Die Verlesung dieser einzelnen Punkte durch Helfferich macht tiefen Eindruck. Der Wissensdurst Schückings ist auf einmal gestillt.

Am dümmsten, wie immer, hat wieder einmal Cohn gefragt. Nämlich: ob das deutsche Friedensangebot schon bekannt gewesen sei, als am 12. Dezember die „Lusitania"-Auseinandersetzung erneut begonnen habe.

„Mein Gott, das war ja ein Jahr vorher!" sagt Helfferich.

Alles lacht.

Ja, man hat es wirklich schwer. Man kommt her, um das „alte System" zur Strecke zu bringen, „Wilhelms Blutschuld" zu erweisen, Ludendorff nach Scheidemanns Wort „zu fassen". Und nun soll man gar allerlei wissen. Ob der österreichische Thronfolger nach der Eroberung Antwerpens ermordet ist oder vorher, wird man sich nächstens auch wohl noch merken müssen.

Es ist doch genug, daß Sinzheimer alles durcharbeitet und dann das Wichtigste als Berichterstatter verschweigt. Und daß die Minister ohne Portefeuille, durch ihr Gehalt von einem Vortragshonorar unabhängig, überall Reden gegen die frühere kaiserliche Regierung halten. Wenn nur Wilson in glänzende Beleuchtung gerückt wird. Das ist die Hauptsache bei der ganzen „Untersuchung". Denn sonst geht es den Wilsongläubigen eines Tages an Kopf und Kragen.

Krach mit Cohn

15. November.

Mit einem frischen „Ich hab's gewagt!" wird von dem neuen Hutten Panier aufgeworfen. Auch Helfferich wird durch den heutigen Faustschlag auf den Zeugentisch des Untersuchungsausschusses zum Führer im Kampfe gegen die Fremdherrschaft. Nur daß Cohn nicht ein Welscher ist, mit denen Hutten es zu tun hatte. Und daß Helfferich kein wilder, wüster Gesell ist, kein fahrender Schüler, sondern ein eiskühler Rechner.

Endlich ist der Katze die Schelle angehängt.

Ein Aufschrei der Nation wird Helfferich antworten. Längst schon hat sie es, bis weit in sozialdemokratische Kreise hinein, als Schmach empfunden, daß just die Cohn und Sinzheimer als Weltenrichter über uns erkoren wurden. Der deutsche Arbeiter hat die Herren der „unabkömmlichen Konfession" nur sehr vereinzelt im Kriege voranstürmen sehen. Aber nach dem Kriege saßen sie an der Spitze der Soldatenräte. In Preußen, in Sachsen, in Bayern regierten jüdische Ministerpräsidenten. Hat nicht

die Revolutionierung des Heeres und der Heimat „schlagartig“ in demselben Augenblick begonnen, in dem das preußische Kriegsministerium mit seiner statistischen Aufnahme der Hinterfrontjuden vorging? Diese Statistik mußte durch die Revolution zugeschüttet werden; die Drückeberger und Fahnenflüchtigen übernahmen die Regierung und wurden „immun“, „sakrosankt“, „exterritorial“.

Und einer derer, die mit dem Gelde ihrer östlichen Glaubensgenossen, der Joffe und Braunstein und Sobelsohn, die „unabhängige“ Revolutionspartei bei uns finanziert haben, Cohn, will jetzt einen Hindenburg, einen Ludendorff richten.

Tiefer konnten wir nicht sinken.

Helfferich erklärt: Herrn Cohn antworte ich nicht! Der Krach ist da. Der Untersuchungsausschuß, der bisher unter der wahrhaft vornehmen Leitung Warmuths, die auch von den Gegnern anerkannt wurde, wider Willen doch der Wahrheit dienen mußte, konstituiert sich als Parteimaschine. Die Guillotine des Mehrheitsbeschlusses beginnt ihre Arbeit. Helfferich hat nicht sein Zeugnis verweigert, sondern nur Cohn persönlich als Richter abgelehnt. Aber mit vier gegen zwei Stimmen (Warmuths und einer Zentrumskollegin) bei einer Enthaltung (Cohns) wird beschlossen, daß der Zeuge Helfferich in eine Geldstrafe von 300 Mark zu nehmen sei. Mit einer unnachahmlich gleichgültigen Geste — er ist völlig ruhig geblieben — zieht Helfferich seine Brieftasche. Aber bei seinem Widerspruch verharrt er. Ohne jede Emphase erklärt er, daß „keine Macht der Welt“ ihn dazu bringen werde, Herrn Cohn Rede zu stehen, der in seinen Augen einfach ein Hoch- und Landesverräter ist.

Dieser Helfferich würde ruhig auch auf sechs Monate ins Gefängnis gehen.

Cohn antwortet, daß der ein Lügner sei, der ihn der Revolutionierung Deutschlands mit russischem Gelde bezichtige. Er habe das Geld von Joffe doch erst am 6. November 1918 erhalten! Das sagt der unvereidigte Cohn. Vielleicht wird er noch einmal unter seinem Eide danach gefragt werden, wieviel von dem Gelde — im voraus eskomptiert war; und was seine Genossen schon früher für die revolutionäre Propaganda bekommen haben, und wann diese Propaganda überhaupt begonnen hat. Nach übereinstimmenden öffentlichen Bekundungen „unabhängiger" Führer hat doch schon im Januar 1917 die planmäßige Unterwühlung eingesetzt. Das Bolschewistengeld ist das Honorar für vorhergegangene Leistungen gewesen.

Einerlei. Der Krach ist da. Helfferich ist durchaus kein Antisemit in landläufigem Sinne. Davor schützt ihn schon seine Vergangenheit, seine von Großbanken beeinflußte Laufbahn, seine Kenntnis der auch von uns nie angezweifelten Tatsache, daß es in Deutschland auch eine Menge wirklich patriotischer Juden gibt, nützlicher Mitbürger, die unsere Volkswirtschaft nicht entbehren kann. Um so greller heben sich die Schädlinge ab, die Noch-nicht-Akklimatisierten, „die Schnorrer und Verschwörer, die Mandelstamm und Silberfarb", wie Fürst Bülow sie nannte. Die sollen und dürfen uns nicht knechten. Wir sind es satt. Bescheidener sollen sie sein. Wir Deutschen können selber feststellen, was Wahrheit ist, wer uns retten konnte, wer uns verraten hat. Wenn er Takt besäße, ginge Cohn.

Aber er denkt nicht daran. Es ist asiatische Wollust, über einen Hindenburg zu Gericht zu sitzen. Da muß man endlich deutlich werden.

In der wohl über kurz oder lang wieder vereinigten Sozialdemokratie — in den Armen liegen sich beide und weinen vor Schmerz und vor Freude, der Hoffmann und der

Noske, der Rosenfeld und der Heine — wird die Parole ausgegeben: Die Reaktion marschiert! Wir stünden vor dem Bürgerkrieg. Der Untersuchungsausschuß solle gesprengt werden. Das ist lauter Gewäsch, nur dazu bestimmt, um über das Thema des Tages hinwegzutäuschen: daß wir gegen die Vordringlichkeit der Revolutionsjuden aufbegehren. Das ist alles. Im übrigen soll der Untersuchungsausschuß nur so weitermachen. Er wird zum Totengräber der Mehrheitsparteien.

Wir Deutschdenkenden aber haben nicht das geringste Interesse daran, der Sozialdemokratie und ihren bürgerlichen Heloten die bequeme Wahlplattform zu bieten, wir hätten in dem Augenblick den Ausschuß lahmgelegt, in dem „der Bluthund Ludendorff" über seine Schuld am und im Kriege vernommen werden sollte.

Der deutschnationale Landgerichtsdirektor Warmuth tritt von der Bühne ab, weil die Mitspieler nach seiner Ansicht sich nicht korrekt benehmen; er ist dagegen gewesen, seinen Namen weiter für die Sache herzugeben. Mit einer Art heiseren Wutgebrülls — für ihr Organ kann freilich „die Heulboje von Greifswald-Grimmen" nichts — übernimmt der demokratische Bergrat a. D. Gothein den Vorsitz, blamiert sich in der ersten Minute, wird grob gegen Helfferich, bellt Publikum und Presse an.

„Doch seines Bellens lauter Schall beweist nur, daß wir reiten."

Dieser Vorsitzende wird an seiner gänzlichen Unfähigkeit sehr bald scheitern. Vielleicht wäre es das Beste, wenn man gleich der Firma Cohn und Sinzheimer die ganze Gerichtskomödie übertrüge. Dann weiß alsbald jedermann, woran wir sind. Wir bedürfen lediglich dieser Aufklärung. Sie ist für die Revolution tödlich.

Helfferich läßt nicht locker

17. November.

Ist es ein Wiesel, ein Kamel, eine Wolke? Ist der „parlamentarische Untersuchungsausschuß" eine Gerichtsbehörde, ein Debattierklub, ein Theater? Herr Gothein hat es glücklich heraus. Er hat offenbar ein französisches Wörterbuch nachgeschlagen, um dem allgemeinen Verständnis näherzukommen, und eröffnet die Montagsitzung mit der verblüffenden Feststellung: der Untersuchungsausschuß sei eine Enquêtekommission.

Nun wissen wir's. Es erheben sich freilich noch leise Zweifel daran, ob Gothein den richtigen Wälzer erwischt hat. Da Gothein und Cohn und Helfferich jedenfalls drei voneinander verschiedene Definitionen geben, raten wir um des lieben Friedens willen, sich auf eine vierte zu einigen. Es handelt sich um eine Kanonisierungskommission, wie sie bisher von Zeit zu Zeit in Rom zusammenzutreten pflegte, um einen „Seligsprechungsprozeß" zu führen; auch die Jungfrau von Orleans ist bekanntlich einst als Hexe verbrannt, vor wenigen Jahren aber kanonisiert worden. Diesmal sollen Wilson, Scheidemann, Grey, Erzberger, Cohn, Clemenceau und Haase ihre Urständ mit Glorienschein erleben, während der „Ludendorfferei" gleichzeitig moralisch der Garaus gemacht wird. Leider aber findet sich da ein „advocatus diaboli", der nicht nur ein paar förmliche Einwände gegen die Heiligsprechung macht, sondern mit seinen Darlegungen den ganzen Prozeß gefährdet: Helfferich. Das ist ganz unerhört, ist in einer Kanonisierungskommission noch gar nicht vorgekommen. Zum zweitenmal verknackt man den Rebellischen heute zu 300 Mark Strafe, weil er mit der

gleichen unheimlichen Ruhe, die er schon am Sonnabend zeigte, es ablehnt, einem Manne wie Cohn überhaupt Rede zu stehen.

Die Seligrichter, die wieder 4:2 abgestimmt haben, also Demokraten und Sozialdemokraten gegen Rechte und Zentrum, sind sehr erregt. Man hatte doch ganz „vornehm", ohne jeden Krach, verhandeln wollen, um zu zeigen, daß man es auch ohne Warmuth könne! Man hatte doch C o h n g e b e t e n , er möge um Gotteswillen den Mund halten und Helfferich nicht mehr direkt fragen! Und Cohn hatte doch im stillen Kämmerlein so gut wie zugesagt! Aber nun kommt der Krach doch wieder. Cohn kann sich nicht halten, Cohn fragt in der Nachmittagssitzung, nachdem bis dahin alles gut und bürgerlich-wohlanständig verlaufen ist, den Zeugen Helfferich direkt, wie es mit der Reiseinfuhr in England während des Tauchbootkrieges gewesen sei.

Keine Muskel zuckt in Helfferichs Gesicht. Aber ehe der Zeuge auch nur zwei Sekunden „ostentativ" schweigen kann, legt der Vorsitzende Gothein seinerseits überströmend los:

„Jawohl, Reis, gerade wollte ich s e l b e r danach fragen, auch nach Büchsenfleisch, bitte!"

Dem Herrn V o r s i t z e n d e n wolle er diese Frage beantworten, sagt Helfferich mit Betonung. Es ist zum Verzweifeln: dieser Mann gibt um keinen Millimeter nach; wo er seine Fänge eingehauen hat, da läßt er nicht los. Die „Enquêtekommission" verschwindet und berät lange; man wettet, daß sie sich nicht darüber einigen kann, ob grüne oder blaue Polizei den Zeugen verhaften soll. Schließlich kommt sie wieder und tut ihren Willen kund. Der Einfachheit halber hat sie die Dummheit vom Sonnabend mit den

300 Mark wiederholt und damit ein juristisches Unikum geschaffen.

Nachdem am Vormittag in einer herzlich langweiligen Sitzung David erneut lange Parteireden gehalten hat und Bethmann zur Wiederholung bereits längst gemachter Aussagen veranlaßt worden ist, hat Sinzheimer in seiner bekannten Dialektik versucht, Bernstorff gegen Bethmann, Bernstorff gegen Helfferich auszuspielen. Das mißlingt. Am Nachmittag will derselbe Sinzheimer nun den großen Unbekannten in das Protokoll schmuggeln.

„Man“ habe doch bekanntlich durch den Tauchbootkrieg England binnen sechs Monaten „auf die Knie zwingen“ wollen.

Es erweist sich, daß dieser Ausdruck weder von Bethmann noch irgendeinem anderen Verantwortlichen gebraucht ist, auch nicht von Admiral v. Holtzendorff, der sich stets gegen ihn verwahrte, und daß er auch in keiner Denkschrift des Admiralstabes steht, sondern nur in einem informatorischen Briefe des Gesandten v. Treutler und in — Zeitungen.

„Man“ habe aber bekanntlich doch erklärt, daß Belgien „wirtschaftlich, finanziell und militärisch in unserer Hand bleiben“ müsse.

Armer Sinzheimer! Es erweist sich, daß dieser Ausdruck lediglich von dem — Abgeordneten Spahn gebraucht worden ist, dem Führer der Reichstagsmehrheit....

Die unbequeme Vernehmung des Staatsministers a. D. Helfferich wird heute für beendigt erklärt, das heißt, soweit das Wilsonkapitel in Frage steht. Darüber hat man ja nun wohl die nötige Klarheit, nachdem noch heute scharf herausgearbeitet worden ist, daß wir von ihm nur einen Ver-

4*

nichtungsfrieden zu erwarten hatten und daß trotzdem Bethmann aus Gewissenhaftigkeit auch nach diesem „Strohhalm“ gegriffen hat. Morgen will der Ausschuß möglichst kurz und schmerzlos (vor Tische las man's anders) Hindenburg und Ludendorff vernehmen, sie alsdann entlassen und sich auf einige Wochen vertagen, um inzwischen dem Unterausschuß I — dem „prähistorischen“, wie ihn der Couloirwitz nennt, dem Ausschuß zur Untersuchung der Entstehungsgründe des Krieges — Platz zu machen. Viel Freude erwartet die Kanonisierungskommission nicht mehr. Der „Vorwärts“ schreibt bereits, man könne ja die Vernehmungen ganz einstellen und sich mit einem Auszug aus den Akten begnügen!

Diesen Wunsch können wir ihm lebhaft nachfühlen. Aber der „advocatus diaboli“ läßt nicht locker. Helfferich hat heute wiederholt angedeutet, das Fesselndste komme ja erst: wenn man in einigen Wochen oder Monaten sich über den im Spätsommer 1917 vereitelten Frieden unterhalten werde. Helfferich antwortet Cohn nicht. Helfferich nennt den Namen Erzberger nicht. Aber man weiß, welche Heiligenscheine grausam zerpflückt werden werden. Und der Parteipapst Scheidemann sinnt bereits über eine Bulle nach, die die Auflösung der Kanonisierungskommission ermöglichen soll.

Hindenburg!

18. November.

Eine Erinnerung taucht auf, eine Vision fast. Es ist schon über fünfundzwanzig Jahre her. Zwei Tage zuvor war ich in Varzin angekommen, hatte Unvergeßliches gehört und erlebt. Nun ging ich mit Chrysander dicht hinter dem Fürsten Bismarck, der gerade mit seinem Sohn Herbert sprach, hinaus über den Hof.

In einiger Entfernung stand ein Fremder. Wie wir später erfuhren, ein Gutspächter aus Mitteldeutschland, tätiges Mitglied der Fortschrittlichen Volkspartei, wütender Bismarckhasser, der nur zufällig auf Geschäftsreisen in den Varziner pommerschen Ostzipfel gekommen war und nun bei Gelegenheit den „Drachen" sich ansehen wollte.

Fürst Bismarck nähert sich dem Fremden, langsam wächst vor diesem die Riesengestalt des deutschen Reichsgründers empor, das suchende Auge des Ragenden senkt sich wie ein Lot in seine Seele.

Und da bricht der einsame Mann, der Bismarckhasser, vor Bismarck in die Knie, hascht nach der Hand des Altkanzlers, küßt sie und schluchzt nur niedergebrochen in tiefster Erschütterung: „Mein Fürst! Mein Fürst!"

Die Schauer der Weltgeschichte umwehen uns.

Und nun, fünfundzwanzig Jahre später, wieder fast das gleiche Ereignis. Ein breitbrüstiger Riese mit weißumbuschtem, mächtigem Haupte, eine Erscheinung von schier Vorzeitgröße, tritt in den Saal des parlamentarischen Untersuchungsausschusses, bis wohin er sich von dem Abg. Warmuth hat führen lassen: Hindenburg. Der einst leidenschaftlich von der ganzen Nation umjubelte Retter des Vaterlandes, der

alle Cäsaren und Napoleone überragende Feldherr, der ganze Erdteile voll haßsprühender Feindvölker von uns abhielt, der Schrecken der gegnerischen Millionenheere und ihrer Heerführer, die ohne deutschen Verrat ihn nie übermocht hätten. Unwillkürlich erhebt sich jedermann im Saale, hält jedermann den Atem an, während Hindenburg hindurchschreitet.

Hindenburgs Auge blitzt den Abg. Gothein an. Dem ist gar nicht wohl zumute, er weiß auch nicht recht, was sich in diesem Augenblick geziemt; aber wie nun die Kolossalgestalt des deutschen Eckart vor ihm steht, sinkt irgendetwas in dem demokratischen Ausschußvorsitzenden irgendwohin, er streckt kordial dem Feldmarschall seine Hand über den Tisch entgegen.

Der verweigert den Handschlag.

Das ist keine Demonstration. Wenn der Kaiser dem Revolutionsgeneral Groener die Hand nicht reichte, als er von seinem Hauptquartier Abschied nahm, so war das etwas anderes. In diesem Fall hat Hindenburg lediglich seine gute Erziehung gezeigt. Man schüttelt seinem — Richter nicht die Rechte.

Dieser Untersuchungsausschuß aber i s t eine richterliche Behörde, trotz aller Ableugnung jetzt nach dem Mißerfolg seiner Begründer.

Gothein zittert vor Erregung und Ratlosigkeit. Während der zweiundsiebzigjährige Feldmarschall bolzengerade vor ihm steht und sich durch die ganze Umgebung wenig beirren läßt, denn Könige und Feldherren haben doch schon mit bangen Blicken an seinen Lippen gehangen, zuckt Gotheins Hand andauernd nervös nach der Klingel. Und bald fällt sie auch nieder, und der Feldmarschall, der an dem Zeugentisch Platz genommen hat und seine Erklärungen abgibt, wird schrill unterbrochen.

Bewegung im Saale. Es gibt noch Leute, die es als unerhört empfinden, wenn ein Gothein einem Hindenburg das Rederecht beschränkt.

Der Feldmarschall selbst hebt kaum sein Löwenhaupt, um zum Richtertisch hinüberzuschauen. Er hört gleichmütig die Unterbrechung durch das Zwergengelichter mit an. Wenn sie wüßten, wie weltenweit unter ihm diese kleinen Taktikerkünste liegen, die ihm ein „Werturteil" verbieten!

Dann knarrt aus der Tiefe des mächtigen Brustkastens heraus wieder Hindenburgs Stimme. Es ist doch ein lächerlicher Gedanke, diesen Mann daran verhindern zu wollen, daß er sagt, was er will und was er meint. Selbstverständlich tut er das. Gothein hat keinen Namen zu verlieren, wenn er die Sache versiebt; nach Cohns Motiven wird kein Geschichtschreiber forschen; Sinzheimer und David versinken alsbald wieder in Pygmäen-Vergessenheit. Aber Hindenburg steht zwischen den Geschlechtern, die in Deutschland kamen und gingen und kommen werden, und sie alle sehen auf ihn hin. In seiner Hand hat das Schicksal auch der noch ungeborenen Millionen Deutscher gelegen, die zum Elend heranreifen, nachdem dem Feldmarschall das Werkzeug seines Siegerwillens aus der Hand geschlagen worden ist.

Das sollte er nicht sagen dürfen?

Er sagt es!

Den Dolch in den Rücken gestoßen hat die Heimat dem Heer!

Hindenburg sagt noch mehr: gesiegt hätten wir, wenn es keine Flaumacher und Aufwiegler gegeben hätte. Ein Erschauern geht durch den Saal. Die Sinzheimer und Genossen winden sich und krümmen sich. Sie atmen auf, als Hindenburg endet und Ludendorff das Wort erhält. Der aber spricht ebenso deutlich. Daß er von den „Wühlereien und Hetzereien

der unabhängigen Sozialdemokraten in der Front" aussagt, will Gothein ihm verbieten.

Ein klägliches Bild. Und das nach den Reden Scheidemanns in der Nationalversammlung, Davids im Untersuchungsausschuß selbst. Man hat Angst vor den „Werturteilen". Hindenburgs und Ludendorffs. Das ist es. Der Sachverständige Professor Dietrich Schäfer nimmt sich diese Prozeßführung vor. Die Kommission verschwindet, um Beschlüsse zu fassen.

Sie ist in tödlicher Verlegenheit. So groß hat sie sich die Dioskuren nicht gedacht.

Vor dem Feldmarschall auf dem Tisch liegt ein Strauß Maiglöckchen mit schwarzweißroter Schleife. Unser aller Herz ist dabei. Jetzt mehr denn je, wo das erlösende Wort heraus ist, wo der größte Deutsche unter Eid bekundet hat, wer nach seinem festen Glauben der Reichsverderber bei uns ist.

Hat nicht auch Bismarck einst ebenso gesprochen? Von dem blinden deutschen Hödur, der uns mit seinem Pfeile in den Rücken schoß? Wie in einer Vision gehen die beiden Riesengestalten, die Bismarcks und die Hindenburgs, ineinander über.

Ein Volk, das diese beiden gebar, kann nur untergehen, wenn es das dunkle Zwergengeschlecht über sich Herr werden läßt. Heute ist es wieder gebrandmarkt. Heute gab Hindenburg uns seinen letzten Willen zu Protokoll.

Werturteil und Mentalität

18. November.

Paragraphos wohl einstudiert hat er, der Herr Gothein. Nur leider nicht die richtigen.

Wir haben ihn beinahe im Verdacht, daß er nicht nur ein französisches Lexikon gewälzt hat, sondern auch ein Buch über Logik und Erkenntnistheorie, um schnell noch gewisse Lücken seines Wissens auszufüllen. Was er da über Kants Unterscheidung zwischen synthetischem und analytischem Urteil fand, das war für ihn zu hoch. Aber ganz gewaltig einleuchtend war ihm ein anderer philosophischer Kunstausdruck, und den hat er in der Sitzung denn auch glücklich zuschanden geritten. Wenn Ludendorff erklärt, die Moral des Heeres habe durch revolutionäre Einwirkung gelitten, so ist das nach Gothein nicht die Bekundung einer Tatsache, sondern ein „Werturteil". Ebenso alles, was der General über das Eingreifen irgendeiner Partei bekundet. Bitte: Werturteile sind in diesem Saale unzulässig.

Auf die Frage Ludendorffs, was Gothein denn unter Werturteil verstehe, bleibt der Herr Vorsitzende die Antwort aber schuldig; genau so wie am Sonnabend die Antwort auf die Frage Helfferichs, welche Berufungsinstanz über Strafen, die vom Ausschuß verhängt seien, zu befinden habe.

Diese vollendete Hilflosigkeit ist geradezu niederschmetternd.

Wochenlang ist über die „Mentalität" Wilsons und anderer Zeitgenossen lang und breit debattiert worden. Über die Sinnesart unserer Parteiführer in den entscheidungsschwersten Kriegszeiten aber darf man nichts sagen.

Das ist doch schon vollkommene Verblödung.

Diesen Eindruck hat vermutlich jedermann, der die Vernehmung Ludendorffs nebst den ständigen Störungsversuchen Gotheins im Verhandlungsbericht verfolgt. Wir verstehen ja Gotheins Bedenken. Es könnte doch eines Tages jemand kommen und am Ende gar über Gotheins „Mentalität" Feststellungen machen wollen. Unausdenkbar! Uns aber genügt es vorerst, daß über die Denkungsart unserer beiden großen Heerführer nach ihren gemeinsamen Bekundungen an diesem Dienstag, die den Höhepunkt in dem bisherigen Dasein der Untersuchungskommission bedeuten, kein Zweifel mehr obwalten kann. Wenigstens in den Schichten des Volkes, deren Presse den ungekürzten Bericht bringt; im „Vorwärts" und in der „Freiheit" wird er ad usum Delphini zurechtgestutzt.

Klareres als das, was Ludendorff bekundete, hat man selten gehört. Nach dem wochenlangen Debattieren und Sichverlieren ist ein diszipliniertet Geist zu Worte gekommen, der in militärischer Knappheit ein lebendiges Bild zu entwerfen vermag. Die dicksten Aktenbände können über die Art, in der unsere Führer Entscheidungen trafen, keine bessere Aufklärung geben.

Dieser „Hasardeur" hat wie Atlas ganze Weltenlasten auf sich getragen. Er war die Gewissenhaftigkeit selbst. Das Märchen von einer militärischen Kamarilla ist für immer zerstoben.

Nur das wissen wir jetzt allerdings, daß zwischen der „Mentalität" eines Hindenburg und Ludendorff auf der einen, eines Bernstorff und Schulze-Gävernitz auf der anderen Seite eine weltweite Kluft klaffte. Gothein versucht mit seinem Leibe die beiden Parteigenossen zu decken, Ludendorff geht furioso auf die trockenen Schleicher los, mit einem Temperament, das geradezu verzehrend ist, wenn man das eiskühle Verhaltensein Helfferichs damit vergleicht.

Bernstorff wird totenbleich. Er schluckt und stammelt. Auf einen derart „undiplomatischen" Angriff war der geschniegelte Onkel aus Amerika, dieses Urbild des Dinerdiplomaten alter Schule, offensichtlich nicht gefaßt.

Durch endlose Verlesungen in diesem Stadium völlig unnötiger Briefe und Berichte hat Gothein sämtliche Teilnehmer ermüdet. Eine Nachmittagssitzung lehnen unter diesen Umständen Hindenburg und Ludendorff ab. Selbstverständlich könnte von Donnerstag ab der Ausschuß an den Vormittagen, vor dem Plenum, tagen, wie er es auch früher getan hat. Aber ihm graut auf einmal vor „Werturteilen" über gewisse Mentalitäten. Und so vertagt er sich denn auf vorerst unbestimmte Zeit.

Genau so haben wir es schon nach den ersten Tagen vorausgesehen.

Unseren glorreichen Schwarzrotgelben kam es nur darauf an, das deutsche Volk zu überrumpeln und seine großen Heerführer und das alte kaiserliche Deutschland moralisch zu stäupen. Auf die Wahrheit kam es ihnen gar nicht an. Da sie sich aber nun, allen gewaltsamen Verdunkelungsversuchen zum Trotz, doch durchringt, ist auf einmal das Interesse der Schwarzrotgelben für Untersuchungsausschuß und Staatsgerichtshof erloschen. Man hat das Volk zu einem unerhörten Schaustück zusammengetrommelt, und nun wird auf einmal verdrossen und eilig die Bude zugemacht.

Wären wir nicht das unpolitischste Volk der Erde, das Volk der groben Fäuste und der schwachen Köpfe, so würde es jetzt den Cohn und Gothein und Sinzheimer auf offener Straße ihre Akten um die Ohren schlagen.

„Friedrich der Vorläufige die Zietz und die Andern"

Von „A"

In Halbleinwand 16 Mark
in Halbleder 34 Mark

ist das grundlegende Werk, das bereits im 31.—40. Tausend erschienen ist, sich ständig neue Freunde erwirbt und allmählich zur politischen Bibel aller Gebildeten werden zu wollen scheint. Alles, was der Verfasser an historischer Bildung und sprühendem Geiste besitzt, brilliert in dieser Weimarer Chronik. Wie die Presse darüber urteilt, lassen die weiter unten angeführten Auszüge erkennen.

„Hindenburg in Untersuchung"

Von „A"

Steif broschiert 6 Mark

schildert uns die Periode der jämmerlich zusammengebrochenen Versuche der Cohn und Sinzheimer und Gothein, unsere großen Heerführer und das alte kaiserliche Deutschland vor dem parlamentarischen Untersuchungsausschuß moralisch zu stäupen. Tag für Tag verfolgt man mit gesteigerter Teilnahme das Ergebnis der Aussagen und die Eingriffe der Ankläger, bis sich die Darstellung endlich am Hindenburg-Tage zu wahrhaft monumentaler Größe erhebt und den fortgerissenen Leser in dieser Zeiten Trübsal doch einmal zu vaterländischem Frohlocken bringt.

Buchverlag der Täglichen Rundschau, Berlin

Pressestimmen:

Hamburger Korrespondent, Hamburg: Ein Buch, das sich wie ein Roman liest und das doch „nur" Zeitgeschichte erzählt. Das Buch ist allen zu empfehlen.

Süddeutsche Zeitung, Stuttgart: Was in unserer wirren Zeit mit Kinematographengeschwindigkeit an uns vorüberflimmert, das ist in diesem Buche festgehalten: mit dem Auge eines Künstlers, mit dem Ernst eines Historikers von großem nationalem Wurf, mit der Feder eines Menschen von erlesenster Kultur.

Der Tag, Berlin: Auf der Tribüne des Weimarer Nationaltheaters saß unter vielen Berichterstattern auch ein Darsteller; so erhob er Stück um Stück die Berichterstattung und die politische Fehdeführung zum Range der Kunst. Das Buch wird heute jeden lebendigen Deutschen erfreuen, erbittern, reizen und erheitern und künftig jedem Betrachter dieser Zeit unentbehrlich sein. Es ist das subjektivste Buch, das sich denken läßt, und wird dennoch durch die Kunst des Sehens und Zeichnens gültiges Dokument. (Friedrich Hussong.)

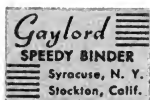
General-Anzeiger, Bonn: Ein Buch des Hasses und ein Buch der Liebe; des leidenschaftlichen Hasses gegen alles, was in Deutschland seit dem 9. November geworden ist, der Liebe zu dem, was vorher war. Der Haß ist vielleicht ein noch größerer Ansporn zur Kunst als die Liebe, und darum ist vom Standpunkt der Literatur das Buch über Weimar ein Meisterwerk geworden.

Deutsche Zeitung, Berlin: Darum kann ich jedem Deutschen, dem um die mit tausend Schleiern der Lüge von oben verhüllte Wahrheit bangt, nur dringend raten, sich dies zeitgeschichtlich bedeutsame Buch zu beschaffen. Nur wer der Wahrheit mutig ins Auge sieht — und dies Buch ist Wahrheit — wird vom Ernst der nächsten Zukunft nicht überrascht werden. (Abg. v. Graefe.)

Altonaer Nachrichten, Altona: Das Buch ist ein Musterbeispiel dafür, daß auch in der Welt des Journalismus der Stoff nichts ist und alles das künstlerische Temperament, durch dessen Auge die Welt geschaut wird. Daß aber all das, die fortlaufende tägliche Kleinmalerei, im ganzen ein großer Wurf geworden ist, das dankt man dem Politiker im Verfasser, der seinen festen Kurs gegangen ist.

Schwäbische Tageszeitung, Stuttgart: Das Werk kann mit Fug und Recht als das beste Geschichtsbuch über die Entstehung unserer deutschen Republik bezeichnet werden.

Monatsrundschau, Berlin: Auch die eifrigsten Anhänger der Linksparteien werden dieses Buch nicht übersehen können. Es hat ihnen etwas zu sagen, trotz aller Schärfe, mit der es sie bekämpft. Ein Buch, das ernsthafte Politiker gelesen haben müssen.


Gaylord
SPEEDY BINDER
Syracuse, N. Y.
Stockton, Calif.


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 06990 8971



